

# Festern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben vom Missionshaus Graz, Paulustorgasse 10.

Preis ganzjährig: Österreich 2 S., Deutschland 2 Goldmark, Italien 8 Lire, Tschechoslowakei 10 öK, Jugoslawien 24 Dinar, Ungarn 24.000 u. K., Schweiz 2 Franken, Amerika 2 Goldmark.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Litz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 8 u. 9

August-September 1927.

XXX. Jahrgang.

### Ein schönes Osterfest in „Maria-Trost“.

Von Hochw. P. Bernhard Zorn, F. S. C.

Auch in diesem Jahre hatte das Auferstehungs-fest unseres Heilandes für „Maria-Trost“ wieder eine besondere Bedeutung. Vierundzwanzig Erwachsenen wurde das Glück zuteil, an diesem Tage die heilige Taufe und die erste heilige Kommunion zu empfangen. Doch diese Gnade ist unaussprechlich, unbeschreiblich! Ein so hohes Glück läßt sich nicht schildern. Doch kann derjenige, welcher ins Innerste der Herzen schaut, uns mitempfinden lassen, was in den Herzen jener Auferlesenen an diesem Tage vor sich ging.

Die ersten Vorbereitungen zu diesem Feste hatten bei den meisten schon im Jahre 1925 begonnen. Außer der regelmäßigen Sonntagspredigt und dem Katechismusunterricht nach dem Hauptgottesdienste hatten sie wöchentlich noch volle drei Stunden Katechese. Die Schulkinder hatten solche jeden Tag. Die letzten Monate hindurch kamen sie täglich zum Unterrichte; manche hatten einen stundenweiten Weg. Nicht ein- oder zweimal, sondern hundertmal wurde ihnen der Katechismus erklärt und wieder erklärt, besonders die Lehre von den heiligen Sakramenten, bis ich von jedem einzelnen über-

zeugt war, daß er alles Nötige, soweit möglich, verstanden hatte. Was das für Mühe und Arbeit und Geduld kostet, kann nur der beurteilen, der es selber durchgemacht hat!

Nähere Vorbereitungen: Da doch manche ziemlich alte Personen unter den Taufkandidaten (zwei Achtziger!) waren, begann ich am Aschermittwoch außer den Morgenstunden noch eine am Nachmittage einzuschalten. Morgens Kommunionunterricht, nachmittags Vorbereitung zur heiligen Beichte. All unsere Christen haben nämlich den schönen Brauch der wöchentlichen heiligen Beichte und Kommunion angenommen. Damit nun unsere Taufkandidaten auch gleich an dieser schönen Übung teilnehmen konnten, durfte ich mit dem Beichtunterricht nicht bis nach der Taufe warten, es wäre sonst die vom Heiligen Vater so sehr gewünschte öftere heilige Kommunion um ein bedeutendes hinausgeschoben worden. Den ganzen Beichtspiegel nahmen wir mehrmals durch; besonderes Gewicht legte ich auf den Akt der Reue und ermahnte sie, schon jetzt damit zu beginnen, ihn jeden Morgen und Abend zu erwecken.

So kam die Karwoche und mit ihr die nächsten Vorbereitungen zum glücklichen Tage! Viel half mir der schöne neue Kreuzweg, der zu Anfang der Fastenzeit feierlich eingegnet worden war und nun unsere Kirche um ein bedeutendes „kirchlicher“ anschauen läßt. Ich erklärte jede einzelne Station. Rings um mich herum die Andächtigen. Daß der Anblick der schönen Bilder und ihre Erklärung

„Jesus fällt zum zweiten Male unter der Last des Kreuzes zu Boden“, wie rohe Kriegsknechte ihn an einem Stricke empor- und weiterzuzerren versuchen, mußte ich anhalten: Eine Frau brach zusammen und gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Man trug sie hinaus in den Schatten eines Baumes, wo man sie schnell mit kaltem Wasser bespritzte und ihr das Gesicht wusch. Ich verschob meine Erklärungen auf den fol-



Die Täuflinge von „Maria-Trost“ (Ostern 1927).  
(Phot. v. P. Bernh. Zorn, F. S. C.)

einen großen Eindruck auf sie machen würde, dessen war ich gewiß; aber was ich nun erlebte, übertraf doch alle meine Erwartungen. Manchem rannen helle Tränen über die Wangen; bald schauten sie auf mich, bald auf die Bilder. Auf mich, um nur ja nichts von dem zu überhören, was ich sagte; auf die Bilder, gleichsam um sich zu vergewissern, ob alles auch wirklich so wäre, wie ich es erklärte. So andächtig und ergriffen, wie ich damals mit meinen Kaffern den Kreuzweg ging — nicht betend, sondern nur erklärend — bin ich ihn noch nie in meinem Leben gegangen! — Bei der siebenten Station:

genden Tag, um selbst nach der Frau zu sehen. Als sie wieder zu sich gekommen war und ich sie fragte, was denn passiert sei, ob sie sich noch nicht besser fühle, zeigte sie nach ihrem Herzen und sagte: „Ngihawukele u Jesu!“ — „Ich habe Mitleid mit Jesus!“ Den Eindruck, den mir diese Worte machten, werde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen! Sind solche Leute würdig, die heilige Taufe zu empfangen? Mögen sie uns allen als Muster dienen!

Als alle Christen ohne Ausnahme am Gründonnerstage zur heiligen Kommunion gingen, tat es den Taufkandidaten so leid, daß sie nicht

auch schon mitgehen und den guten Jesus in ihr Herz aufnehmen durften, so daß sie ganz wehmütig dreinschauten. Am Karfreitage und ebenso am Karstamstage war unser Kirchlein fast zu klein, um alle frommen Besucher aufnehmen zu können. Wie wird es erst am Osterfest sein! Es muß doch Platz gefunden werden für unsere schon vorhandenen Christen, dann für die Kinder der drei Schulen; vor allem noch für die 24 Taufkandidaten nebst ihren Verwandten, Freunden und Bekannten. Wirklich, unsere Kirche wird schon zu klein! — nach kaum zwei Jahren! Das übertrifft meine kühnsten Erwartungen! Fünfzehn Personen traten am Karstamstag vom Protestantismus zur katholischen Kirche über. Nachdem die Zeremonien des Karstamstags zu Ende waren, traten sie mit ihren brennenden Kerzen zum Altare, wo sie, die Hände auf dem Evangelienbuche, die Formel der Abschwörung deutlich nachsprachen. Nachher gingen sie zur heiligen Beichte, und nun waren auch sie vorbereitet, mit den übrigen das hochheilige Osterfest zu feiern und den göttlichen Heiland zum erstenmal in der heiligen Kommunion zu empfangen.

Den ganzen Nachmittag brauchten wir, um die Kirche und besonders den Altar aufs schönste zu schmücken.

Ostern: Die Zeremonien für die Taufe von Erwachsenen nehmen geraume Zeit in Anspruch. Daher begannen wir schon ziemlich früh. Hätte ich doch unsere fromme Schar photographieren können, während sie dem Teufel und der Welt widersagten, während ich ihnen die Hände auflegte oder das Zeichen des heiligen Kreuzes auf ihre Stirne drückte oder während sie andächtig niederkniend das Vaterunser beteten! Manche Wohltäter in Europa, die einen Täufling bei dieser frommen Schar hatten, würden es mit Dank begrüßt haben. Aber es ging nicht, hätte sie auch vielleicht in ihrer Sammlung und Andacht gestört! Etwas nach 10 Uhr konnte das Hochamt beginnen, wobei unsere Brüder ministrierten. Fast konnte ich mich

fragen: „Wo bin ich denn? Bin ich wirklich noch in Afrika unter Negern oder aber wieder zu Hause? Ist nochmals der Tag meiner ersten heiligen Kommunion?“ Ganz dieselbe Ordnung, genau die gleichen Rieder, wenn auch auf Zulu übersetzt: „Fest soll mein Taufbund immer stehen“, „ngikutembisa 'Nkulunkulu“ 2c. Und vor der heiligen Kommunion: „O Herr, ich bin nicht würdig“, „E! 'Nkos angifanele“ 2c. Wenn der Himmel nicht mehr bieten könnte als das, was ein Priesterherz in jenen tröstlichen Augenblicken empfindet, wahrlich, er wäre wert, daß man sich ein ganzes Leben lang darum bemühte! Und was werden nicht auch jene glücklichen Seelen empfunden haben, die nach dem „Domine, non sum dignus“ sich um mich herum auf die Altarstufen niederknieten und mit Sehnsucht ihren Heiland erwarteten! Um sie noch mehr im Glauben und in der Liebe zu demjenigen zu entflammen, mit dem sie sich nun so innig vereinigen sollten, wandte ich mich vorher an sie und suchte ihnen nochmals die hohe Bedeutung dieser Stunde zu schildern: ihren Taufgelübden treu zu bleiben, das schöne weiße Kleid der Unschuld stets zu bewahren, ja es noch zu verschönern, indem sie oft und würdig wie heute zum Tische des Herrn kämen. Bald würde sein Blut auch in ihren Adern rollen und ihnen zum Unterpfeand der ewigen Herrlichkeit werden. — „Mein, fürchtet euch nicht! Jesus ist euer Gott, euer Erlöser, euer Vater, euer Bruder, euer Freund, euer Glück in Zeit und Ewigkeit!“ — Nur empfangen sie alle andächtig ihre erste heilige Kommunion. Was in ihren Herzen vorging, was Jesus zu ihnen geredet, was sie ihm geantwortet und versprochen haben, hat mir kein Engel offenbart; aber ahnen kann ich es, denn auch ich habe im Jahre 1886 meine erste heilige Kommunion empfangen und von da an reiste in mir der stille Wunsch, einst Priester und Missionär in Afrika zu werden. — Gott möge sie alle stets bewahren, sie reichlich segnen und leuchtende

Vorbilder werden lassen für so viele ihrer Brüder und Schwestern, die noch keine Ahnung haben, Welch ein Glück es ist, Katholik zu sein, die heilige Taufe und besonders die heilige

Kommunion empfangen zu dürfen. Lebet wohl, liebe „Stern“-Leser! Betet mit mir in dieser Meinung. Ich bete auch für euch und lasse auch meine Lieblinge für euch beten!



## Erste Tätigkeit unseres neuen Präfekten Msgr. Mohn, F. S. C.

Von Hochw. P. Bernhard Born, F. S. C.



### 1. Besuch der Außenschulen. Einweihung der neuen Schule in Sterkspruit.

Unterm 22. März d. J. steht in meinem Tagebuch das frohe Ereignis verzeichnet, von dem ich unseren lieben Freunden im letzten Heft des „Stern“ erzählt habe: Ankunft und feierlicher Empfang des Hochwürdigsten Präfekten in „Maria-Trost“. Der nächste Tag berichtet auch schon von der Tätigkeit unseres neuen Oberhirten. Wenn ich nun die Blätter meines Tagebuches im folgenden reden lasse, so weiß ich, daß sie gar viele aufmerksame Zuhörer finden werden:

23. März: Wir besuchen die etwa fünf Meilen von hier gelegene Außenschule, welche den heiligen Schutzengeln geweiht ist. Alle Leute, besonders aber die Kinder, freuten sich ungemein. Sie schrieben es Monsignore hoch an, daß er, kaum hier angekommen, sie so bald besuchte und so warmes Interesse an ihrem Wohlergehen nahm. Ein altes, gutes Mütterlein fragte mich, ob er auch Eier annehme — sonst habe sie nichts; denn die Hennen müsse sie doch behalten, sonst hätte sie bei seinem nächsten Besuche gar nichts mehr, was sie ihm anbieten könnte. — Monsignore gefiel die Lage der Schule sehr gut (sieh Bild Seite 117). Die vielen ringsherum liegenden Kraals und die kinderreichen Familien, welche diese bewohnen, seien ihm die beste Garantie für die schöne, erntereiche Zukunft dieser Schule. Zwei brave und tüchtige Lehrerinnen sind dort angestellt. Monsignore ermunterte sie mit freund-

lichen Worten, auch fernerhin ihre schönen Talente und jugendlichen Kräfte dem Dienste der göttlichen Sache zu weihen. Jesus, der erste und beste aller Missionäre, werde es ihnen dereinst im schönen Himmel reichlich lohnen. Er sei der wahre Kinderfreund; sie nun hier seine Stellvertreter.

24. März: Gleich am folgenden Tage war Monsignore schon wieder im Sattel. Es ist wahr, er reitet gern; aber der Hauptgrund bleibt doch sein Seeleneifer. „Besuchen wir heute die Schule in Sterkspruit“, bat er, „alle sind ja meine Kinder, alle muß ich so bald als möglich sehen, ermuntern, ihnen weiterhelfen auf dem Wege zum Himmel!“ — Also los! Sterkspruit liegt im gegenüberliegenden Tale, südöstlich von unserer Farm. Die Entfernung beträgt zirka 7 Meilen. — Ganz nach den Dimensionen und der Form sowohl unserer Kirche in „Maria-Trost“ als auch der Außkapelle in Enkeldoorn erbaut, ist die Schule in Sterkspruit jedoch viel eleganter und dauerhafter. Ganz aus Granitsteinen aufgeführt, schön beworfen und mit Kalk getüncht, schaut sie so freundlich aus, daß es niemandem wundern kann, daß schon viele Kinder sie besuchen kamen, ehe sie noch ganz fertig war. Auch an dieser Schule sind zwei Lehrerinnen angestellt. Solange die Räume noch nicht benützt werden konnten, hielten sie den Unterricht unter freiem Himmel. Wie gestern in Enkeldoorn, herrschte auch in Sterkspruit helle Freude darüber, daß Monsignore zu ihnen kam, sie so freundlich begrüßte und

ermunterte. Es tut den armen Eingeborenen besonders wohl, zu sehen, daß man sie achtet, sie liebt und sich ihrer annimmt; um so mehr, als die übrigen Weißen in der Regel niemals einen Schwarzen grüßen, ihn nur insofern beachten, als er ihnen zu ihren schweren Arbeiten nötig ist. „Ist diese Schule auch eingeweiht worden und wem geweiht?“ fragte Monsignore. „Noch nicht, denn sie ist eben erst fertig ge-

nötigen Sachen vorausgeschickt worden. Ein großer Korb voll Blumen wurde uns nachgebracht. (Hätten wir gar nicht gebraucht, da die Leute von Sterkspruit schon so viele der schönsten Feldblumen herbeigebracht hatten, daß wir die ganze Schule von innen und außen damit schmücken konnten.) Um das Bild des hl. Josef hatte eine Lehrerin einen herrlichen Kranz gewunden. Alle Fensternischen



Negerschule in Enteldoorn („Zu den heiligen Schutzengeln“).

(Phot. v. P. Bernh. Zorn, F. S. C.)

worden“, antwortete ich. „Ich würde vor schlagen, sie dem hl. Josef zu weihen, und zwar bald!“ — „Sehr gut,“ erwiderte Monsignore, „also ‚Saint-Josefs-School‘ soll sie heißen und wir kehren bald wieder hierher zurück, um den feierlichen Akt der Weihe vorzunehmen!“ Es war dies am Donnerstag. Da in ganz Südafrika am Samstag Schulferien sind und die Leute nicht so schnell von der Feier benachrichtigt werden konnten, beschloß Monsignore, die Weihe am darauffolgenden Montag vorzunehmen. Am Sonntag verkündigte ich es in der Kirche zu „Maria-Trost“ und empfahl den Lehrerinnen und Kindern ganz besonders, recht fleißig Reklame zu machen. Das half.

27. März: Gegen 8 Uhr morgens wurde gefastelt. Einige Mädchen waren mit den

waren ebenfalls geschmückt. Zwischen duftenden Blumen flackerten andächtig weiße Kerzen.

So viele Leute waren bei unserer Ankunft schon zugegen, daß die Kapelle fast zu klein wurde. Monsignore trat vor den improvisierten Altar. Während er sich ankleidete, sangen die Kinder ein Marienlied „Kwako kwati u Maria“. Es folgte eine passende Ansprache, in der ich den Zuhörern zuerst Monsignore vorstellte: Er sei nun ihr „u Babu omkulu“, ihr von Gott und Kom gesandter Hirte, der sie alle liebe, in seinem Herzen trage und sein Möglichstes zu tun gedente, um sie für Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. — Dann wies ich auf den Zweck der katholischen Schule hin und ermahnte sie im Namen unseres Präfekten: die Eltern, doch ja alle Kinder zu

schicken; die Kinder, fleißig und pünktlich dem Unterrichte beizuwohnen.

Nun begann die eigentliche Weihe. Wie verwundert und andächtig schauten die Erwachsenen zu. So etwas Schönes, Ernstes und Erhabenes hatten sie wohl noch nie gesehen! — Wie freudig bewegte glänzten die Kinderaugen! Hatten sie ja schon gleich verstanden, daß das Fest und die Schule besonders für sie waren! Zum Schlusse wurde der Ambrosianische Lobgesang angestimmt: „Sikutusa 'Baba wetu“ („Großer Gott, wir loben dich“). Ja, großer Gott, wir loben dich — und preisen dich — und danken dir für alle Gaben und Tröstungen, die du uns bis heute schon erwiesen hast. Hilf uns auch in Zukunft, du warst ja immer so gut, so freigiebig, so voller Huld und Erbarmen! Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit!

## 2. Auf der Suche nach neuen Bauplätzen für weitere Außenschulen.

„Maria-Trost“ bei Lydenburg ist unsere Hauptmissionsstation, gleichsam das Zentrum, von welchem die belebende Kraft ausgehen muß. Von hier aus wollen wir unsere Missionstätigkeit ausdehnen, immer weitere Kreise um uns ziehen, damit möglichst viele für die himmlische Ernte gewonnen werden.

Im Osten von „Maria-Trost“, in Sterkspruit, haben wir eine schöne, gut besuchte Schule und manche erwachsene Katechumenen. (Im vorhergehenden habe ich die Einweihung dieser Schule beschrieben.) Zu Ostern wurde auch bereits ein halbes Dutzend Schwarze von dort getauft. Ist zwar keine große Zahl; doch immerhin ein guter Anfang! — Im Westen liegt die Schule von Enkeldoorn (sieh Bild Seite 117), den heiligen Schutzengeln geweiht. Sie ist ebenso groß wie die in Sterkspruit und wird von beinahe 50 Kindern besucht. Da diese Zahl schnell anwachsen wird, gaben wir ihr zwei tüchtige Lehrerinnen. — Diese beiden Schulen wurden von Dezember 1926

bis April 1927 erbaut. Vor Schluß dieses Jahres sollten aber noch zwei weitere Schulen erbaut und eröffnet werden; eine gegen Norden und die andere im Süden. Überall wohnen Eingeborene genug; wären auch gut disponiert. Unserm lieben Herrgott fehlt es weder an hinreichenden Mitteln noch unseren Freunden und Wohlthätern an gutem Willen, uns dieselben zu verschaffen; wenn wir hier nur das nötige Vertrauen aufbringen — doch daran soll's nicht fehlen! „Also“, sagt Msgr. Mohr, „morgen beizeiten in den Sattel!“ 15 Meilen von hier hat ein Katholik eine ausgedehnte Farm. Auf ihr selbst wohnt eine ziemlich große Anzahl von Eingeborenen; mehr noch ringsherum. Der Besitzer gab uns gütigst die Erlaubnis, dort eine Schule zu bauen. Die Frage war nur, wo ist der geeignetste Platz? Am sichersten ist, man reitet hin, sieht sich alles selbst genau an! Die ungefähre Lage der Farm hatten wir uns angeben lassen. Nach zweieinhalbstündigem Ritt waren wir in der Nähe. Bei einem Schwarzen erkundigten wir uns. Er hob die Hand und wies uns weiter: „Dort oben auf dem Berge!“ — Also hinauf! Die Pferde konnten kaum gehen; um so schwieriger war es, weil so viele große Steine überall das Aufsteigen verhinderten. Roß und Reiter schnaufend und in Schweiß gebadet, so langten wir unter unsäglichen Mühen endlich an. Aber, das war doch keine Farm! Kein einziges Haus war da oben zu erblicken. Rißige Mauern und verlassene Befestigungswerke genug, Menschen-seelen keine einzige. Später erfuhren wir, daß sich da oben die Engländer zur Zeit des Burenkrieges verschanzt hatten, um von oben herab Ordnung ins Land zu bringen. — „Hier ist kein geeigneter Platz für eine Schule!“ meinte Monsignore. Also weiter! Etwas enttäuscht, fasten wir unsere Gänle am Zügel und stiegen am jenseitigen Abhange hinab. Aufsitzen war unmöglich, da der Berg zu steil und das Steingeröll drüben noch viel schwieriger zu passieren war. Gut oder schlecht kamen wir zu

Tal. Wir stiegen wieder auf, suchten das ganze Gelände ab — fanden jedoch nur ein paar arm-selige Hütten. Das konnte unmöglich die gesuchte Farm sein! Da die Sonne schon längst den Zenit passiert und schnell dem westlichen Horizonte sich zuneigte, mußten wir an die Rückkehr denken. Wege gab es keine, sondern nur Fußpfade; aber wo führen sie hin? Wir orientierten uns so beiläufig nach der Sonne. Es war noch nicht ganz dunkel, als wir zu Hause wieder ankamen. Erreicht war für heute nichts Positives. Nun erfuhren wir von einem Vorübergehenden, daß die Farm nicht an jenem Berge, sondern an dem weiter zurückgelegenen sich befände. Das war am 31. März. — Am 1. April wurde ausgeruht, neue Pläne geschmiedet, Hufeisen und Reithosen examiniert, ob sie für eine neue Tour leistungsfähig seien und — am 2. April ging's von neuem los; noch zeitiger jedoch, da das Ziel weiter entfernt lag.

Um nicht gegen den Kanonenberg zu rennen (er wäre uns doch nicht ausgewichen!), ritten wir links um ihn herum. Jenseits war ein tiefes, enges Tal. In seinem Grunde schäumte ein bedeutenderer Fluß, der „Speckboomriver“, ein wilder Geselle! Zwischen hohen Felsblöcken hindurch suchte er zischend und tosend sich seinen Weg. Unter einer festen Brücke duckte er sich, haben ihn aber doch gesehen und auch Zeit gefunden, ihn in seinem Schlupfwinkel im Bilde zu fangen (sief Bild Seite 121). Dann ging es weiter. Gleich hinter der Brücke öffnete sich eine schauerlich schöne Schlucht. Wir hatten sie eigentlich erst recht bemerkt, als wir uns schon darin befanden. Von einer Seite war sie magisch beleuchtet von den goldenen Sonnenstrahlen. Zwei Reiter, die wie aus der Unterwelt steigend, jenseits zum Vorschein kamen, hielten erstaunt eine Weile an, um diesen einzigen Anblick zu kosten. Einer stieg rasch ab, setzte seinen Guckkasten in die rechte Position, gab seinem „Boy“ die nötigen Anweisungen zum Losknipsen, saß rasch wieder auf, gab

das verabredete Zeichen — und, mit dem schönen Bild für unsere „Stern“-Leser im Kasten (sief Bild Seite 125), trabten wir munter weiter.

Einige Hirten, die wir auf der Höhe antrafen und nach „Mister Campells“ Farm fragten, waren so freundlich, uns zu versichern, daß wir schon darauf wären. Nun galt es, aussindig zu machen, wo die Eingeborenen seien — wie viele beiläufig — ob sie es gern sehen würden, wenn wir dort eine Schule errichteten, ob sie uns ihre Kinder anbertauen wollten und noch manches mehr. — Wie gehofft, erfüllten sich bis dahin fast alle unsere Wünsche; gefaßte Pläne schienen Wirklichkeit werden zu wollen. Noch eins: Ist auch genügend und gutes Trinkwasser in der Nähe? Leider mußten wir nach langem Suchen konstatieren, daß diese Hauptbedingung fehlte! Pfützen gab es ja genug, besonders nach dem Regen, allein, damit fängt man doch keine Kulturarbeit an! Wir ritten hinüber zur angrenzenden Farm. Sie ist Eigentum eines russischen Abrahamssohnes. Wo ist sein Haus? „Da hinter dem Berge.“ Also immer „hinter dem Berge“? und jedesmal hinter einem andern! Es half nichts zu polemisieren; wollten wir hin, so mußten wir hinüber. — Hinter jenem Berge kam eine weite, fruchtbare Ebene zum Vorschein. Eine herrliche Farm: große Mais-, Hirse- und Tabakfelder. Dazwischen und ringsherum saftige Weidplätze. Auf einer freundlichen Anhöhe stand das Wohnhaus, Magazine, Stallungen usw. Wir wurden freundlichst empfangen. Kurz und offen erklärten wir den Zweck unseres Besuches und — wie erstaunt waren wir, als der freundliche Herr uns gar keine Schwierigkeiten machte! Ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch zu sein schien. Ob er nicht dennoch ein Geschäftchen mit uns zu machen hoffte? Am liebsten hätte Monsignore einige Morgen Land gekauft (so wären wir freier und ungehinderter in unserer Arbeit), aber Mister Miller ging nicht

auf diesen Vorschlag ein. Verpachten wollte er ganz gern und so viel als wir benötigten. Auch könnten wir uns einen geeigneten Platz wählen. Er zeigte uns sogar, indem er uns eine Strecke zurückbegleitete, einen solchen. Ein großer Wasserkanal geht über die ganze Farm. Meilenweit ist er aus den oberen Tälern herabgeleitet, an den Hügeln und Bergen entlang. Tag und Nacht fließt das klare Wasser reichlich und dient dazu, mehreren großen Farmen das nötige Maß zu spenden. Etwa 15 Meter von diesem Kanale wäre der Platz für unsere neue Schule. Heute, am 12. Mai, besuchte ich unsern „Freund

und Vönnner,“ um mich etwas näher über die Bedingungen des Pachtvertrages zu erkundigen. Ich glaube, Moses hat sich nicht mehr gewundert, als er den brennenden Dornbusch sah, als ich, da der — Jude 400 Goldmark Mietzins jährlich für den Bauplatz begehrte! „Sehr gütig“, antwortete ich süß-sauer, — „werde alles unserm Hochw. Herrn Präfekten berichten — wird überrascht sein von Ihrer Güte!“ Ob er mich verstanden hat? Ohne Zweifel! Ob aber aus seinem Geschäftchen etwas wird, ist noch eine Frage, die Zeit und Umstände beantworten müssen!



## Nochmals am Muhlemubi.

Von Dr. August Cagol, F. S. C.

(Schluß.)



Wir setzten den Marsch fort und wurden nach einer halben Stunde einer Hüttengruppe ansichtig, die unser Führer als die königliche Residenz bezeichnete. Bald gelangten wir zu einer Hütte, deren Strohdach mit zahlreichen Wildgeweihen geziert war. Unweit davon sahen wir eine Gruppe Leute im Schatten eines Baumes auf dem Boden sitzen, im Kreise um einen Mann herum, der als einziger auf einem Liegestuhl saß, den Kopf mit einem Korzhelm bedeckt. Es war Buizondo, in Beratung mit seinen Ältesten. Wir nahen uns der Gruppe, Buizondo erhob sich zögernd und ich begrüßte den schwarzen Herrscher mit einer eingelernten portugiesischen Formel. Er antwortete kurz und wußte offenbar nicht, was aus uns machen; doch ließ er sogleich zwei Stühle für uns bringen.

Buizondo ist ein Mann von etwa 45 Jahren von mittelgroßer Gestalt und nicht allzu kräftigem Körperbau. Die Gesichtszüge verraten Verstand, aber auch Schüchternheit und selbst Furcht. Spärlicher Schnurr- und Vollbart umrahmen den Mund, in dem beim Sprechen, ganz zivilisiert, zwei Goldzähne ausblitzen. Der hohe Herr war bekleidet mit Hosen, über die ein

langes Militärhemd von olivengrüner Farbe herabfiel, dessen Schulterteile mit verblichenen Achselaufschlägen geziert waren. Offenbar als Zeichen seiner Würde trug der König einen Ebenholzstab, einem Zepter vergleichbar, dessen oberer Teil in eine gut geschnitzte menschliche Figur auslief. Ferner hielt er eine frisch gestopfte kurze Tabakspfeife in der Hand. Um den Herrscher waren etwa acht Alte versammelt, die alle am Boden saßen. Mehrere von ihnen trugen den Kopfring der Zulu; einer hatte ein schön geschnitztes Gazellenhorn an langer Schnur um den Hals hängen, eine landesübliche Schnupftabakdose.

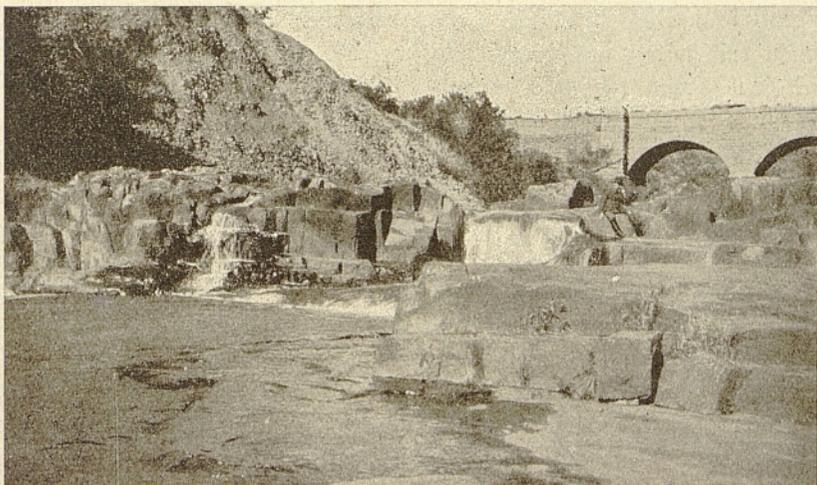
Wir erklärten Buizondo, daß wir am Tage vorher nach Rolle gekommen, bei dem ihm wohl bekannten Pietro abgestiegen und nun hergekommen seien, ihn zu besuchen. Ich fügte bei, daß ich vor Jahresfrist leider nicht Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, da er während meiner damaligen Anwesenheit auf Rolle in Graskop abwesend gewesen. Nun wußte er ungefähr, woran er mit uns war. Er fragte, ob ich wirklich ein „Regendoktor“ sei. Ich verneinte das aufs bestimmteste, was bei der

ganzen Ratsversammlung wohlwollende Heiterkeit ausblühte. Buizondo meinte, Pietro, der das behauptet hatte, müsse geschwindelt haben.

Der Großhäuptling fragte ferner, ob wir „römisch“, d. i. katholisch, seien. Zum Beweise machte ich das Kreuzzeichen, das er seinerseits sogleich nachmachte. Gefragt gab er zu, er sei selbst katholisch; er sei vor Jahren in Mozambique von portugiesischen Missionären unterrichtet und getauft worden.

mit blauen Vogelfedern verziert waren. Als er sich auf seinem Staatsstuhl niederließ, brummte die schwarze Kunde einstimmig ein ehrfurchtsvolles „Bayêt“ (Heil dir!). Ich nahm dann die Gruppe photographisch auf.

Ich zog einen Rosenkranz aus der Tasche und fragte Buizondo, ob er das kenne. Er griff danach und küßte das Kreuzchen mit großer Inbrunst, zugleich bedauernd, nicht selbst einen Rosenkranz zu besitzen. Ich schenkte ihm dann



Mgr. Mohr am Speckboomriver.  
(Phot. v. P. Bernh. Zorn, F. S. C.)

Ich drückte den Wunsch aus, Buizondos Bild aufzunehmen. Er war sogleich bereit, sah es aber offenbar höchst ungern, daß wir die Sache vor seinen Hütten abmachten, wo bessere Lichtverhältnisse gewesen wären. Selbst begab er sich jedoch zu seiner Behausung, um sich für die Aufnahme umzukleiden. Gleichzeitig erteilte er Befehl, einen besseren Stuhl herbeizubringen. Der Mann entsprach dem Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit und brachte einen schön gepolsterten Lehnstuhl, den Buizondo um den Preis von 3 £ von Johannesburg hatte bringen lassen. Nach einiger Zeit kam er selbst zurück. Er trug auf dem bloßen Oberkörper eine dunkle Zeugweste und über dunklen Kniehosen eine Art Röckchen von weichen Affenfellschößen, die

den meinigen, den er sich sogleich um den Hals hing. Darauf begann er unaufgefordert das Vaterunser und den Englischen Gruß fehlerfrei und deutlich auf Portugiesisch herzusagen. Er wandte sich dann zu seinen Leuten und erklärte ihnen, die „römischen“ Geistlichen hätten keine Frauen.

Eine ihm gereichte Zigarette steckte der Großhäuptling hinters Ohr und entzündete dafür seine längst gestopfte Pfeife. Wir waren durstig und händigten ihm mitgebrachten Tee ein, damit er uns das Getränk bereiten lasse. Sogleich schickte er einen seiner dienstbaren Geister ab, der bald mit starkem, dampfendem Tee und zwei Tassen zurückkam. Wir baton um eine dritte Tasse, die wir gut gezuckert dem Großhäuptling reichten, der sie behaglich schlürfte.

Gungunyana, der Vater Vuzondos, hatte sich vor etwa dreißig Jahren gegen die portugiesische Kolonialregierung, in deren Gebiet sich damals dieser Negerfürst befand, empört, die den Aufstand 1896 niederschlug und Vater und Sohn in die Gefangenschaft nach Lissabon führte, wo Vuzondo fließend Portugiesisch lernte. Gungunyana starb in Portugal, und sein Sohn durfte in die Heimat zurückkehren. Unter Portugals Banner gefiel es ihm aber nicht mehr, und er wanderte mit einem Großteil seiner Leute nach dem Transvaal aus. Ich fragte ihn, ob er nicht doch wieder ins portugiesische Gebiet zurückkehren möchte. In seiner Antwort wehrte er sich sozusagen mit Händen und Füßen gegen diese Möglichkeit. Er schickte einen Boten ins Haus, der mit zwei portugiesischen Schulbüchern zurückkehrte, aus denen er uns vorlas.

Wir teilten Vuzondo dann mit, daß am folgenden Morgen, einem Sonntage, um 7 Uhr, im Hause Pietros auf Rolle eine heilige Messe gelesen werden würde, zu der wir ihn einluden. Er zeigte sich nachdenklich und bemerkte, er wisse nicht, wie er es anfangen solle, da er keine Uhr habe. Wir rieten ihm, noch vor Sonnenaufgang vom Hause fortzugehen, dann komme er gerade zur rechten Zeit an. Dann fiel ihm ein, er habe doch eine Uhr, allein sie gehe nicht. Auf unsern Wunsch ließ er sie bringen. Es war eine Weckuhr von Messing, die allerdings totenstille stand. Zunächst richtete ich die Zeiger nach unserer Zeit und zog dann das Gehwerk auf; die Uhr ging und hörte nicht mehr auf zu gehen, solange wir anwesend blieben; sie war einfach nicht aufgezogen gewesen. So war auch diese Schwierigkeit gelöst; Vuzondo brauchte nur um 5 Uhr fortzugehen, um um 7 Uhr bei Pietros Hause zu sein.

Seine Abneigung, uns in die Nähe seiner Hütten zu bringen, hatte offenbar ihren Grund darin, daß er, der katholische Herrscher, fünf Frauen hat, welchen Umstand er geheimhalten wollte vor uns, den wir aber schon vorher in Erfahrung gebracht hatten. Das ist der Schatten

im sonst so schönen Bilde Vuzondos. Es ist aber weiter nicht verwunderlich, daß er als Mann von Stand, als einziger Christ unter seinen heidnischen Untertanen, fern von den Gnadenmitteln und Tröstungen der Kirche lebend, der verdorbenen menschlichen Natur diese Zugeständnisse gemacht.

Wir unterließen es selbstverständlich, diesen wunden Punkt jetzt zu berühren, näherten uns aber gleichwohl seinen Hütten. Dieser König wohnt nicht besser wie jeder seiner Untertanen, wahrscheinlich schlechter wie Bant, der Handwerker. Vor seiner eigenen Hütte mit zwei Eingängen photographierte ich ihn nochmals; dann verabschiedeten wir uns.

Wir wünschten einen andern Weg zu nehmen und uns möglichst am Muhlumubi zu halten, um diesen Fluß noch besser kennenzulernen. Der Tag war entsetzlich heiß. Kurz nach Mittag gelangten wir an den Fluß, durchwateten ihn, machten unter einem schattigen Baume halt und verzehrten die mitgebrachten Mundvorräte. Ein Bad in einer Stromschnelle des rauschenden Flusses, die den Körper mit unwiderstehlicher Gewalt über moosglatte Steine abwärts trug, ging noch über Vater Kneipps Kur und wirkte kräftigend und erfrischend. Wir setzten also den Marsch fort, am Flusse abwärts. Nach einiger Zeit sahen wir seitwärts ein großes Gehöft mit der ungewohnten Erscheinung einer rechteckigen Hütte. Said Langbein sprach von einem hier wohnenden „Mfundis“ (Lehrer); es mochte sich um eine protestantische Missionschule handeln. Wir kehrten also zu. Der Mfundis war aber abwesend. Wie sich herausstellte, handelte es sich um einen lernbegierigen jungen Mann, der sich studienhalber nach Johannesburg begeben hatte, was ihm bei seinen Landsleuten den erwähnten Titel eintrug. Die Lehmwände seines Hauses waren außen mit roten Strichen bezogen, die Quaderwerk vortäuschen sollten. Ein in der Nähe wohnender Mann, dessen Objorge das Haus anvertraut war, ließ uns einen Blick in das zweizimmerige Innere

tun. An den Wänden waren mehrere Bilder, religiöse und andere, und wenigstens dreimal die britische Flagge angebracht. Unser schwarzer Cicerone brachte uns Wasser zum Trinken und eine Ananasfrucht zum Essen. Diese köstliche Frucht wird von den Eingeborenen sonst nicht gebaut. Das ziemlich große Ananasfeld lag ganz in der Nähe seiner Behausung. Der Mann hatte in großen Städten gearbeitet, die Frucht kennengelernt und baute sie nun selbst an in der Heimat; ein schönes Beispiel von Strebsamkeit. Er hat eine junge Frau mit zwei Kindern im Alter von drei und einem Jahre und stand im Begriffe, eine zweite Frau zu nehmen. Sein Ziel war, es auf drei Frauen zu bringen; dann war er ein gemachter Mann. Um sein Ziel schneller zu erreichen, hatte er vor, binnen Monatsfrist nach Johannesburg zu gehen und dort einen Dienst als Koch anzunehmen, der ihm 70 Schilling Monatsgehalt gewährt; das ersparte Geld wird er dann zum Ankaufe des notwendigen Viehes verwenden. Seine junge Frau war heiter und sorglos; ich habe selten ein frohsinnigeres Wesen gesehen. Daß ihr Eheherr ihr noch zwei Gefährtinnen im Ehejoch zudachte, war ihr offenbar etwas ganz Selbstverständliches. Ihre Schwiegermutter, eine ältliche stille Frau, war auch da, und, wenn ich nicht irre, auch ihre Großschwiegermutter, eine welkhäutige Alte, deren Herz und Sinn aber offenbar jung geblieben, denn sie führte einen schalkhaften Einzeltanz auf und begleitete die raschen Bewegungen der dünnen Arme mit prächtig angepaßten Naturlauten. Sie bat mich um Tabak für die Nase; ich konnte ihr nur eine halbe Zigarette geben und erwarb mir damit ihre uneingeschränkte urgroßmütterliche Zuneigung.

Am Nachmittage ging es heimzu, längs des Flusses, durch hohes Gras, Gestrüpp und Dornen. Am Abend waren wir voller Becken, die sich blutigierig in unsere Haut einnisteten wollten. Unser langbeiniger Begleiter aber wusch seine Füße und zog — zahlreiche Dornen heraus.

Am folgenden Morgen, dem fünften Sonntag nach dem Feste der Erscheinung des Herrn, richtete ich den mitgebrachten Tragaltar im Wohn- und Speisezimmer Pietros auf. Es wurde 7 Uhr und  $7\frac{1}{4}$ ; von Buizondo keine Spur. Da kam ein Bote von ihm, der meldete, Seine Hoheit lasse sich wegen Unpäßlichkeit entschuldigen. So wohnten denn nur die beiden anwesenden Herren dem heiligen Opfer bei.

Wir machten noch am Morgen einen Rundgang südlich und östlich vom Muhlentubi. In den Gehöften fanden sich vielfach nur Frauen und Kinder; manche Männer waren abwesend, in den Johannesburg Goldbergwerken oder anderswo beschäftigt. So lockert die Habucht der Weißen, die den Schwarzen als billige Arbeitskraft ausnutzt, die Familienbände. In den Negervierteln der Bergwerkstädte führen die Männer dann vielfach ein lasterhaftes Leben.

Der Tag war wieder von fast unerträglicher Hitze. Mittags 1 Uhr kamen wir zum Sandfluß und nahmen ein Bad unter der Eisenbahnbrücke. Es badeten auch drei schwarze Knaben, deren natürliche Sittsamkeit angenehm berührte.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem Besuche der protestantischen Schweizer Mission, die von dem alten Neger Mapope und seinem Sohne geleitet wird. Der würdige alte Herr empfing uns in seiner Amtshütte, deren weißgetünchte Wände mit frommen Sprüchen auf Englisch und Tschangan beschrieben waren. Er wollte uns über unsere Absichten aushorchen, mußte aber mehr über sein eigenes Werk berichten. Seine Schule zählt etwa 90 Schüler. An Sonntagen predigt er zweimal, hat aber wenig Erwachsene unter den heilsbegeisterten Zuhörern. Er schimpfte weidlich über die Leute, seine Landsleute. Unter anderem beklagte er sich über ihre „Faulheit“; wir machten diese Eingeborenen einen fleißigeren und strebsameren Eindruck als irgendein anderer Volksstamm. Wir mußten den alten Salbader um Wasser bitten; trotz der großen Hitze, in Folge deren

wir kaum sprechen konnten, wäre es ihm nicht eingefallen, uns einen Trunk oder einen Sitz anzubieten. Er machte mir den Eindruck des anmaßenden Halbwissers, dem der geistliche Krimskräms nur einen äußerlichen Firnis anhängt. Man hörte im allgemeinen nicht gut sprechen über ihn und sein Werk. Seine Ausfälle auf die Leute scheint Gegenseitigkeit der Abneigung anzudeuten.

### Cottondale.

Am nächsten Tage ging ein Zug nordwärts. Pietro wünschte, daß wir ihn in seiner Begleitung benötigten, da er uns seine neue Farm, die er vor einem Jahre gekauft, zeigen wollte. Nach einem letzten Mahle ging es mit dem Ochsenwagen zur Haltestelle. Der Zug lief pünktlich ein und brachte uns in einer guten Stunde die 11 Meilen nordwärts zur Haltestelle „Cottondale“ (Baumwolltal). Hier hatte vor einigen Jahren eine englische Handelsgesellschaft ausgedehnte Gründe angekauft, um Baumwolle im großen zu bauen. Allein der Baumwollbau erfüllte nicht die in ihn gesetzten Hoffnungen. Die Niederschläge sind zu unregelmäßig und unzuverlässig, und außerdem setzen der Pflanze zu viele Schädlinge aus dem Tierreiche zu. Ausschlaggebend für den Fehlschlag aber wird wohl der amerikanische Wettbewerb auf dem Baumwollweltmarkt sein, den das englische Weltreich in seinen Kolonien vergeblich aus dem Felde zu schlagen gesucht. Von dieser Handelsgesellschaft hatte Pietro 1000 Acker (405 ha) Grund gekauft, die  $3\frac{3}{4}$  Meilen nordwestlich von der Haltestelle liegen. An der Bahn wohnt der englische Händler S., den ich bereits vor zwei Jahren kennengelernt. Er lud uns in sein kühles Haus ein und bot uns einige Erfrischungen. Er lobte das Klima, das ihm besser zusage, als das weit höher gelegene „High Beld“. S. ist auch Postmeister für die ganze Umgegend und hat in seinem Hause ein Eisenbahntelephon.

Nach einiger Zeit kam ein Ochsenwagen von Pietros neuer Farm an, der uns abholen sollte. Dieses, unerschütterliche Ruhe atmende, sechs- bis sechzehnpännige Gefährte wurde vor etwa 90 Jahren von den Buren in dem weg- und steglosen Lande eingeführt und behauptet trotz moderner und modernster Verkehrsmittel seinen Platz. Jeder der Ochsen im Gespanne hat seinen bestimmten Platz und eigenen Namen. Die Namen sind getreulicher Überlieferung gemäß meist burisch und auf Nationalitäten anspielend, z. B. „Fransman“ = Franzose. Der schlechteste Ochse aber, der auch die meisten Prügel erhält, heißt in jedem burischen Gespann „Engelsman“, d. i. Engländer, und hat als Sündenbock für den altangestammten Volkshäß herzuhalten.

Nach  $1\frac{3}{4}$  stündiger Fahrt langten wir beim Blechhause Pietros an. Ein untergesetzter Mann mit leicht ergrauendem Haar trat begrüßend heraus; es war der Teilhaber Pietros, wie er aus dem Piemonte stammend, Signor Gentile B. Wir waren hier 240 m höher als zu Rolle.

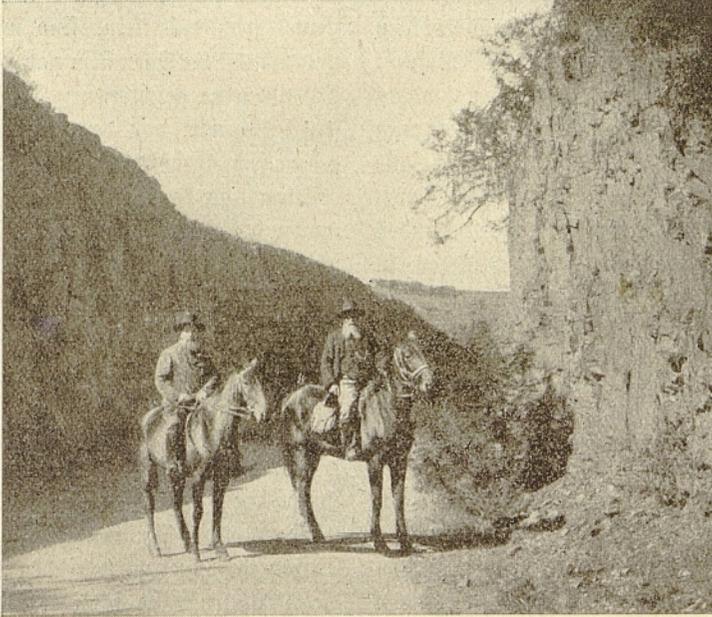
Der Platz war vor etwa fünf Monaten in Angriff genommen worden. Gentile, ein Maurer von Beruf, hatte zunächst den Laden mit zwei kleinen Zimmern aus Wellblech erstellt. Dann hatte er aus der Erde von Termitenhügeln Ziegel gemacht und diese mit dem Holze des Buschwaldes gebrannt. Aus diesen Ziegeln hatte er einen Dip-Tank mit Zementverputz gebaut. Noch verfügte er über 40.000 vorzüglich gebrannte Ziegel, und er war gerade daran, eine kleine Küche zu bauen. Bei dieser Arbeit half ihm ein junger, verständiger Eingeborener, dem es ersichtlich Freude bereitete, die Einmauerung der Tür- und Fensterrahmen vorzunehmen. Es war dies der Bruder Bants, des kunstfertigen Untertans Buizondos, der seinem älteren Bruder manches abgeguckt hatte. Der Platz zeigte das Bild einer im Entstehen begriffenen Missionsstation, soweit die materielle Seite in Betracht kommt. Da heißt es auch im Anfang sich behelfen und langsam, lang-

jam eins nach dem andern aufbauen und ergänzen.

Die Regierung hat die Einrichtung getroffen, daß eine Gruppe von Farmen als „Native Area“, d. h. Eingeborenengebiet, gilt, während andere Farmen Privatbesitz sind. Auf der Eingeborenenfläche, zu der die Farm Rolle gehört, kann kein Weißer Land kaufen; ausgenommen sind Missionäre, die Grund für Missionszwecke

dienlich wäre, wenn nämlich die Eingeborenen durch unsere Tätigkeit angezogen werden.

In nächster Nähe befindet sich eine Schule der Schweizer Mission, die von einem Messen Mapopes geleitet wird. Wir besuchten sie am folgenden Morgen. In der geräumigen Schulhütte waren auf zwei Wandtafeln Sätze in sehr schöner Schrift in etwas holprigem Englisch mit Kreide aufgeschrieben.



Mjgr. Präsekt und P. Zorn in der Schlucht.

(Phot. v. P. Bernh. Zorn, F. S. C.)

erwerben können. Die Cottondaler Farmen sind als Privatland in den Händen von Weißen. Auf Rolle besitzt Pietro einen vorzüglich gehenden Laden; er kann dort aber als Weißer kein Land kaufen, sondern nur fünf Morgen auf je fünf Jahre pachten. Das veranlaßt ihn, seinen Laden auf Rolle aufzugeben, während er auf seiner Cottondaler Farm neben Führung des dortigen Ladens Fruchtbäume pflanzen und Mais und Erdnüsse bauen will. Er beabsichtigt, uns auf Cottondale 20 Acker (8 ha) Grund zu schenken, damit wir auch dort eine Schule errichten, was wiederum seinem Handelsgeschäft

Gentile ist so eine Art Tausendkünstler. Außer der Maurerei versteht er sich hinreichend auf Tischlerei und Schlosserei. Im Laden hatte er zwei Figuren angebracht, einen großen Hampelmann, der Arme und Beine bewegen konnte, und eine Eisenbüste, die die Augen rollen, die Zunge herausstrecken und einen Arm erheben konnte. Beide Figuren konnten durch Tritthel in Bewegung gesetzt werden, die, an der inneren Seite des Ladentisches angebracht, den Augen der Ladenbesucher unsichtbar blieben. Die schwarze Kundschaft kannte das Geheimnis noch nicht, und glänzende Augen

und glitzernde Zahnreihen in halbgeöffnetem Munde staunten die geheimnißvoll belebten Figuren an, sooft sie sich scheinbar ohne jedes äußere Zutun in Bewegung setzten. Die Leute kaufen reichlich ein, und zwar meist mit Geld. Wenn sie übriges Getreide haben, tauschen sie auch dafür ein.

Die Farm Pietros ist ohne fließendes Wasser und hat nur einige Quellen, die aber in Folge der seit zwei Jahren herrschenden Trockenheit mehr und mehr versiegen. Das aus tonigen Stellen des Bodens zutage tretende Naß ist auch durchaus kein klares Bergwasser, sondern zum Trinken kaum geeignet, weshalb uns auch der unermüdete kleine Koch Gentiles alle halbe Stunde mit einer neuen Tasse starken Tees verfolgte. Trotz des Wassermangels standen die Maisfelder in Folge der letzten Regen in dunkelgrüner Üppigkeit da.

Außer Mais bauen die Eingeborenen der ganzen Gegend Kaffir Korn (Sorghum oder Durra), Hirse, Maniok, Erdnüsse, Melonen, Kürbisse, Bohnen, Süßkartoffel. Die ausgedehnten Felder zeugen vom Fleiße der Anbauer, die offenbar mehr pflanzen, als sie bei guter Ernte benötigen, um den Überschuß zu verkaufen. Die meisten bedienen sich zur Bestellung der Felder eines eisernen Pfluges, den sie bei einem Händler kaufen und mit vier oder sechs Ochsen bespannen. Etwa alle drei Jahre brechen sie neuen Boden um und verlassen den alten erschöpften. Sie sind nicht nur hervorragende Ackerbauer, sondern auch gute Viehzüchter. Das Rindvieh ist von großem Schlage, mit gewaltigen Hörnern, doch von sanfter Gemüthsart. In Folge des von der Regierung vorgeschriebenen und überwachten „Dippens“ in natronarsenigem Bade ist das Vieh gesund und mit glänzendem, glattem Felle bedeckt. Einzelne Tiere, sowohl Stiere wie Kühe, werden zum Reiten verwendet und tragen

einen Strick durch das Nasenbein. Außer Rindvieh werden Ziegen, Hunde und Hühner gehalten; auch Moschus- oder Bisamenten sieht man häufig.

Die Eingeborenen gehören den beiden Stämmen der Maschangan und Mahlangan an; letztere erfreuen sich des besseren Rufes. Diese Schwarzen sind sehr lernbegierig, und der geschäftsgewandte Pietro führt selbst Schulstüben in beiden Sprachen in seinem Laden, die guten Absatz finden. Alle Leute, groß und klein, sind irgendwie bedeckt, und manche verfügen über ganz schöne Kleidung. Es gibt keine geschlossenen Dörfer, sondern zerstreut liegende, von den eigenen Feldern umgebene Einzelgehöfte von 3 bis 5 Hütten. Letztere bestehen aus kreisrunder, pfahlgestützter Lehm-mauer, die einen Raum von 3 bis 4 Meter umschließt, das Ganze mit Strohdach auf Stangen-gerüst bedeckt. Ein unentbehrliches Hausgerät ist der große, fast meterhohe, aus dem Stamme eines Mahagonibaumes geschnitzte Kornmörser, in dem mittels eines schweren Stößels aus gleichem Hartholz die Frauen mühsam die harten Maiskörner zu Mehl zerstampfen. Es ist das eine schwere Arbeit, die unter Umständen auch gesundheitschädigend wirkt. Die Einführung einer mechanischen Mühle, die durch die Wasserkraft des nimmermüden Muhlentubi getrieben werden könnte, wäre eine wahre Wohltat für die ganze Gegend.

Kurz vor Mittag verließen wir nach einem Imbiß das gastliche Eisenzelt Gentiles und gingen selbtdritt zur Haltestelle Cottondale in 1¼ Stunden. Hier traf ich einen Bekannten, den Eisenbahnwärter T., einen Holländer, der mit seinem „Gang“ von einem Duzend Schwarzen an der Strecke arbeitete.

Im Zuge befanden sich der alte Löwentöter und der Wildaufseher. In der Haltestelle Rolle verließ Pietro den Zug, während wir nach Komatipoort weiterfuhren.



## Umschau.

**Italien.** Mit großem Eifer arbeitet der Priestermissionsbund in Italien an der Verbreitung und Vertiefung der Missionsidee im Volke. Das beweisen die vielen Missionsversammlungen im ganzen Lande. Im Jahre 1926 wurden 14 Vorstandstagen und 43 Diözesankongresse abgehalten. Im September fand eine Missionsstudienwoche in Bergamo statt. Die Zahl der Mitglieder des Priestermissionsvereines

Joucauld, des Einsiedlers der Sahara, an der Befehrung Afrikas mitarbeiten will. Gründerin ist Fräulein Garde, Tochter eines hohen tunesischen Beamten. Bereits haben sich ihr elf Gefährtinnen angeschlossen. Die neuen Schwestern der Sahara besuchen einstweilen die medizinischen Kurse in Paris zur Vorbereitung auf ihre spätere Wirksamkeit in Nordafrika.



König Buizondo vor der Hütte seiner Mutter.  
(Auf dem Dache zahlreiche Wildgeweihe als Jagdtrophäen.)  
(Phot. v. Dr. A. Gagol, F. S. C.)

betrug am 31. Dezember 27.715. („Osservatore Romano“, Nr. 121.)

**Frankreich.** In 63 französischen Bistümern sind 7988 Pfarreien ohne Seelsorger; in den übrigen 27 Diözesen wird die Zahl der unbesetzten Pfarreien auf 2000 geschätzt, so daß also 10.000 Priester fehlen. (In ganz Deutschland gibt es nur 9603 Pfarreien.) Ein Pfarrer muß oft mehrere Pfarreien versehen; allerdings sind diese Seelsorgerposten meist kleiner als in Österreich und Deutschland. Trotzdem stehen die französischen Katholiken treu zur katholischen Weltmission. Im vorigen Jahre entstand eine neue Schwestern-Genossenschaft, die nach dem Vorbilde des P. Karl de

Dem Pariser Missionsseminar waren im Jahre 1926 insgesamt 37 Missionsprenal in China, Japan, Indochina und Indien anvertraut. In diesen Gebieten wohnen 253 Millionen Menschen, von denen 1,778.000 Katholiken sind. Den 43 Bischöfen und 1106 Missionären stehen 1357 eingeborene Priester, 4144 Katechisten sowie 564 männliche und 6100 weibliche Mitglieder anderer Genossenschaften zur Seite. Auf das Priestertum bereiten sich 2938 Seminaristen vor. Die Zahl der Schulen beträgt 2079 mit 127.153 Besuchern. Im Jahre 1926 fanden 417 Befehrungen von Irrgläubigen statt und wurden 34.927 erwachsene Heiden getauft. Die Zahl

der Kindertaufen belief sich auf 65.672. („Osservatore Romano“, Nr. 114.)

**Rußland.** Die seit Jahrhunderten vom Papsttum und der kirchlichen Einheit getrennten Christen des Ostens bezeichnet man mit dem Namen Orthodoxe oder Schismatiker. Rußland allein zählt deren 120 Millionen, Rumänien 12 Millionen, Jugoslawien  $5\frac{1}{2}$  Millionen usw. Als vor zehn Jahren das russische Kaiserreich gestürzt wurde und die Sowjets die Herrschaft an sich rissen, brach nicht bloß über die Katholiken, sondern auch über die Orthodoxen eine blutige Verfolgung herein. Von 1917 bis 1925 sind 28 orthodoxe Bischöfe, 1200 orthodoxe Priester und zwei Millionen Christen gewaltsam dem Tode überliefert worden. Tausende von orthodoxen Geistlichen traf das Los der Verbannung nach Sibirien. Ebenso haben die Katholiken, deren Rußland gegenwärtig gut  $1\frac{1}{2}$  Millionen aufweist, durch die bolschewistische Verfolgung namenlose Leiden erdulden müssen. Die meisten katholischen Priester wurden entweder vertrieben oder gefangengesetzt und ermordet. Seit 1922 weilt kein katholischer Bischof mehr in ganz Rußland. Der Erzbischof von der Kopp von Mohilew, bereits von den Bolschewiken zum Tode verurteilt, verdankt seine Freilassung den von Msgr. Ratti, dem jetzigen Papste, im Auftrage Benedikts XV. an der Grenze geführten Verhandlungen, darf aber seitdem den Boden Rußlands nicht mehr betreten. Bischof Cieplak, gleichfalls zum Tode verurteilt, verbrachte ein Jahr im Gefängnis und erhielt dann auf Verwendung des Papstes die Freiheit, wogegen der Generalvikar Budkiewicz hingerichtet wurde. Bischof Kessler von Tiraspol konnte noch rechtzeitig entfliehen und lebt in Deutschland.

Die blutige Verfolgung hat nun aufgehört, dafür aber suchen die Sowjets durch die Macht der glaubensfeindlichen Presse und andere verwerfliche Mittel im Volk den Gottesgedanken zu ersticken und besonders die Jugend zu ver-

führen. In allen Schulen wird der Gotteshaß gepredigt. Es ist klar, daß der Heilige Stuhl einen solchen Staat niemals anerkennen kann; aber sowohl Benedikt XV. als auch Pius XI. haben viel getan, um das Elend und die Not des Volkes, namentlich in den Städten, zu mildern. Das päpstliche Unterstützungswerk für Rußland hat Tausende von Orthodoxen zu der Überzeugung geführt, daß nur von Rom allein Hilfe und Rettung kommen kann. Unter den aus Rußland nach Frankreich, Belgien, Deutschland, Österreich und Amerika Geflüchteten befinden sich auch viele Katholiken. Die Sorge des Heiligen Vaters geht dahin, unter den Auslandsrussen Priesterseminarien zu gründen, um auf diese Weise einen Nachwuchs an einheimischen Priestern zu erzielen, da in ganz Rußland kein Priesterbildungsinstitut mehr besteht. Im Auftrage Pius' XI. sollen die Jesuiten, Benediktiner, Lazaristen, Redemptoristen und andere Orden auch Mitglieder nach morgenländischem Ritus (Gottesdienstform) ausbilden. Für alle Fragen der Russenmission wurde im Orientalischen Institut zu Rom eine eigene Kommission eingesetzt und deren Präsident, der Jesuit D'Herbigny, der im Oktober 1925 und in der Osterzeit 1926 Rußland bereist hatte, zur bischöflichen Würde erhoben. Im August vergangenen Jahres begab sich D'Herbigny zum drittenmal nach Rußland mit dem geheimen Auftrage, zwei russischen Priestern, die der Papst zu Bischöfen ernannt hatte, die bischöfliche Weihe zu erteilen. Es sind dies der Assumptionistenpater Neveu und der frühere Generalvikar von Mohilew Msgr. Malecki. Die wenigen Stunden des Beisammenseins der beiden mit D'Herbigny reichten aus zum Empfang der Bischofsweihe. Den beiden neuen Bischöfen wurde kein Kirchensprengel zugewiesen (sie treten öffentlich nicht als Bischöfe auf), aber es ist dafür gesorgt, daß die Katholiken Rußlands nicht ohne Oberhirten sind und daß gegebenenfalls Priesterweihen stattfinden können.

Wenn auch viele Tausende in Rußland von der Wiedervereinigung der orthodoxen Kirche mit der römischen das Heil erhoffen, so ist doch infolge der Gewalttaten der Bolschewisten und der Verblendung der Führer der Orthodoxen, wenigstens in absehbarer Zeit, an einen Massenübertritt des russischen Volkes zur Mutterkirche nicht zu denken, obschon die 1925 erfolgte Vertreibung des allgemeinen orthodoxen Patriarchen Konstantin VI. aus Konstantinopel der einheitlichen Orthodoxie einen neuen Schlag versetzt hat. Die katholische Kirche arbeitet auf weite Sicht. Sie erkennt das Gebot der Stunde, die Hindernisse der Wiedervereinigung des Morgenlandes mit dem Abendlande hinwegzuräumen und damit die Union (Vereinigung) vorzubereiten. Unentwegt verfolgt der Heilige Stuhl dieses Ziel. (J. M. 1/1927.)

**Jugoslawien.** In den Balkanstaaten wohnten vor dem Kriege verhältnismäßig wenig Katholiken. Durch die Vereinigung großer Gebietsteile der früheren Österreichisch-ungarischen Monarchie haben Groß-Serbien und Rumänien einen bedeutenden Prozentsatz von Katholiken erhalten. Jugoslawien oder das Vereinigte Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen zählt  $4\frac{1}{4}$  Millionen Katholiken mit 3260 Priestern. In Belgrad, der Hauptstadt des Königreiches, war vor dem Kriege die Kapelle der österreichischen Botschaft, die 200 Personen faßte, das einzige katholische Heiligtum. Nun hat Belgrad, das 15.000 Katholiken aufweist, bereits zwei große katholische Kirchen und ist seit 7. Dezember 1924 Sitz eines Erzbischofs. Ebenda residiert auch ein päpstlicher Nuntius. Im Vorjahre wurde zum erstenmal die Fronleichnamsprozession mit großem Glanz abgehalten. Eine endgültige Regelung der kirchlichen Verhältnisse und die geplante Errichtung neuer Bischofsitze wird erst dann möglich sein, wenn die Verhandlungen der Regierung mit dem Heiligen Stuhl betreffs Abschlusses eines Konkordates (Übereinkommens) zu einem günstigen Ergebnis geführt haben. Augenblicklich

tobt in der Freimaurerpresse des Landes ein neuer Sturm gegen den Vatikan und das beabsichtigte Konkordat.

**Rumänien** zählt unter seinen 17 Millionen Einwohnern 2,600.000 Katholiken, die zur Hälfte dem lateinischen, zur Hälfte dem griechischen Ritus angehören. Obwohl sich die katholische Kirche verfassungsmäßig derselben Bewegungsfreiheit und staatlichen Anerkennung erfreut wie die orthodoxe, so wurde sie doch in den letzten Jahren von der Regierung schwer bedrückt. Man hat katholische Schulen geschlossen, um orthodoxe dafür zu eröffnen, man hat der katholischen Kirche viel Grund und Boden weggenommen, um damit orthodoxe Kirchen auszustatten. Mit allen Mitteln versuchte man die Katholiken des griechischen Ritus zur Orthodoxie hinüberzuziehen. Drei Kirchen wurden den Katholiken entzogen; einige schwache Seelen fielen ab. Dafür traten aber fünf schismatische Priester zur katholischen Kirche über; ihnen folgten in der Ortschaft Rotschetei 23 Familien, in Potoschoga 150 und in Jeswin 70 Personen. Der aufgezwungene Kampf hat das katholische Bewußtsein gestärkt. Hunderte von Volksmissionen wurden von dem eifrigen Klerus veranstaltet. Auch die katholische Presse ist im Aufschwung begriffen. Das Knabenlyzeum der Schulbrüder in Bukarest mit 400 Schülern hat nun die staatliche Anerkennung erhalten. In der Hauptstadt Bukarest erscheint ein katholisches Sonntagsblatt. Es herrscht namentlich in den Städten Priester-mangel. In Bukarest mit 80.000 Katholiken arbeiten in der eigentlichen Seelsorge nur fünf Priester, denen aushilfsweise sechs andere Priester und zwei Ordensleute zur Seite stehen. Von entscheidender Bedeutung für die katholische Kirche in Rumänien ist der Abschluß des Konkordates mit dem Heiligen Stuhle, das unmittelbar erwartet wird. Der größte Gegner des Konkordates war der Kultusminister Dr. Goldis. Nun hat sich dieser merkwürdigerweise Ende April persön-

lich nach Rom begeben, um mit dem Kardinal-Staatssekretär Gasparri sich zu verständigen. Deswegen große Aufregung in der kirchenfeindlichen Presse.

**Bulgarien**, gleichfalls ein schismatischer Staat, besitzt zwei katholische Diözesen des lateinischen Ritus, Philippopol und Nikopolis. Die erstere zählt 21.000 Katholiken mit 22 Kirchen und 40 Geistlichen, die zur Hälfte Weltpriester sind, zur Hälfte dem Kapuzinerorden angehören. Die 18 katholischen Schulen mit 3200 Kindern werden vom Staate unterhalten. Die Diözese Nikopolis ist das Missionsfeld der Passionisten, denen bulgarische Weltpriester zur Seite stehen. Sie umfaßt 18.000 Gläubige mit 16 Kirchen und 14 Schulen mit 2000 Schülern. Auch diese Schulen genießen die staatliche Beihilfe. Bulgarien ist das einzige schismatische Land, das auch den katholischen Priestern und Lehrern für ihre Arbeiten Unterstützungen zufließen läßt. In 25 Dörfern mit ebenso vielen Priestern und einem Duzend Kirchen wohnen 3700 mit Rom vereinigte Bulgaren (Unierte). Die Zahl der männlichen Ordensleute beträgt rund 150, die der weiblichen 130. Den Tiroler Kapuzinern hat die Propaganda die Missionen von Sophia und Philippopol als eigenes Gebiet zugewiesen. Der Kapuzinerorden beabsichtigt, eine eigene bulgarische Ordensprovinz vorzubereiten. Eine kleine Anzahl junger Bulgaren, die sich dem Orden anschließen wollen, macht gegenwärtig in zwei Tiroler Kapuzinerklöstern ihr Noviziat; in Sterzing am Brenner befinden sich die Brüderkandidaten, in Eppan bei Bozen die bulgarischen Klerikernovizen.

Das Priesterseminar der Lazaristen für den unierten bulgarischen Klerus in Zeitenick bei Saloniki wurde 1920 von den Griechen gänzlich zerstört; ebenso die Stadt Kukusch, der katholische Mittelpunkt Mazedoniens. Auch in Thrazien wurden Priester und Ordensleute entweder ermordet oder zur Auswanderung gezwungen. Das Flüchtlingselend, von dem

eine Million Bulgaren betroffen ward, dauert noch immer an. Auch für die katholische Kirche in Bulgarien wird gleichfalls nur ein Konkordat Erlösung bringen.

**Griechenland.** Entsprechend der politischen Grenzverschiebung hat der Heilige Stuhl im verflossenen Jahre eine neue Einteilung verschiedener Kirchensprengel vorgenommen. Der griechische Epirus wurde der Erzdiözese Korfu zugeteilt, der ganze Peloponnes der Erzdiözese Athen einverleibt. Die Stadt Monastir mit Umgebung, die politisch zum Königreich Jugoslawien und kirchlich zum Vikariat Konstantinopel gehörte, kam an die Diözese Isküb. Griechisch-Mazedonien und Thrazien wurden ebenfalls von Konstantinopel losgelöst und mit thessalischen Gebieten zum Vikariat Thessalien erhoben. In Athen, der Hauptstadt Griechenlands, hielt der neue katholische Erzbischof Filipucci, ein Grieche aus Naxos, seinen feierlichen Einzug, wobei ihm die militärischen Ehren erwiesen wurden. Der Staatspräsident Konduriotis bereitete dem Kirchenfürsten einen offiziellen Empfang und versicherte ihn des Wohlwollens der Regierung gegen die Katholiken. Im Vorjahr fand zum erstenmal im Piräus die Fronleichnamsprozession statt, die großen Eindruck auf die Orthodoxen machte. Die 1921 begonnenen Verhandlungen über ein Konkordat sind später leider wieder aufgegeben worden. Das griechische Inselreich weist 40.000 Katholiken auf.

**Albanien** zählt unter 830.000 Bewohnern 90.000 Katholiken, die sich auf die Erzdiözese Skutari und mehrere andere dem Heiligen Stuhl unmittelbar unterstellte Diözesen verteilen. Das Priesterseminar in Skutari, von italienischen Jesuiten geleitet, ist Zentralseminar für ganz Albanien und Montenegro. Die Seelsorge in den Bergen üben seit Jahrhunderten die Franziskaner in 37 Bergpfarreien mit 340 Dörfern. Für die Wiedervereinigung der Schismatiker besteht eine eigene Mission zu Elbassan. Der Heilige Vater hat den Jesuiten Della Pietra zum Apostolischen Delegaten für

Albanien ernannt. Gegenwärtig sind die mohammedanischen Freimaurer im Lande sehr rührig. Auch der Präsident der Republik, Ahmed Zogu, gehört ihnen an. Er hat zwei katholische Priester, namens Gazulli und Fredhaj hinrichten lassen, weil sie die Teilnahme der Kinder am mohammedanischen Religionsunterricht zu verhindern suchten. Johannes Gazulli starb mit dem Rufe: „Es lebe der Christus-

zur Heranbildung ihres Nachwuchses weisen 143 Theologiestudierende auf. Kleine Seminarien und apostolische Schulen zählt die Gesamtmission 21. („Katholische Missionen“, 6/1927.)

Korea. Am Sonntag den 1. Mai fand in der prächtigen Kathedrale von Seoul die Bischofsweihe von Mgr. Parribeau, dem neuen Hilfsbischof des Apostolischen Vikars von Seoul,



Schilfluttbursche.

fönig! Es lebe der Papst!“ Verschiedene Priester und Ordensleute schmachten in den Gefängnissen.

**Asien.** Indien. Der Amtsbereich der Apostolischen Delegation in Indien umfaßt 43 Kirchensprengel, nämlich 10 Erzbistümer, 28 Bistümer, 3 Apostolische Vikariate und 2 Apostolische Präfekturen. Christengemeinden bestehen in 690.000 Orten; doch haben sie nur 1500 ortsanfässige Seelsorger. Die Katholikenzahl in diesem weiten Gebiete beträgt 3,035.000, denen sich rund 3500 Priester widmen; 2000 von ihnen sind Eingeborne. Indien, Birma und Ceylon besitzen zusammen 12 theologische Lehranstalten zur Heranbildung eines einheimischen Klerus mit zusammen 745 Priesterkandidaten. Die höheren Lehranstalten der Orden

statt. Als Konsekrator fungierte der ehrwürdige Oberhirte von Seoul, Titularerzbischof Mutel, der bereits fünfzig Jahre seines Lebens im Osten verbracht und noch die Zeiten der Verfolgung der koreanischen Kirche miterlebt hat. Die Regierung war in ihren höheren und höchsten Beamten sehr zahlreich vertreten. Auch das Konsularkorps war ziemlich vollständig anwesend. Die große Kirche konnte die Menge der Gläubigen kaum fassen. Mittags fand dann im großen Saal des Chosonhotels ein Bankett statt, bei dem der Statthalter, Erzellenz Yuasa, als Vertreter des Generalgouverneurs Graf Saito, der sich eben auf der Reise zum Flottenkongreß in Genf befand, eine sehr warm empfundene Rede hielt.

Am nächsten Tage fand die goldene Jubelmesse des greisen Apostolischen Vikars, Erzbischofs Mutel, statt. Welche Erinnerungen mochten wohl in dem Jubilar aufsteigen, als er sich vergegenwärtigte, wie er vor fünfzig Jahren in koreanischer Kleidung, unter dem Schutze des koreanischen Trauerhutes, bei Nacht und Nebel durch das Märtyrertor in Koreas Hauptstadt einzog, wo ihn ein kaum 12 Fuß langes und 6 Fuß breites koreanisches Zimmerchen aufnahm, aus dem er sich nur im Dunkel der Nacht herauswagen durfte. Als er 1890 den Hirtenstab von Korea in die Hand nahm, waren es kaum 15 000 Katholiken, die die schrecklichen Verfolgungen des Tai Won Kun übriggelassen hatten und die man erst langsam wieder sammeln mußte. Sieben Jahre später spendete der Bischof selber, freilich in stiller Nachtstunde, im Palaste der Königinmutter die heilige Taufe. Unter Erzbischof Mutels Verwaltung hat sich die Zahl der Katholiken in Korea versiebenacht (über 100.000). An Stelle des einen Apostolischen Vikariates sind es heute vier, die sich in die Missionierung des Landes teilen: zwei (Seoul und Taihu) sind den auswärtigen Missionen von Paris verblieben, eines (Wonsan) ist der Obforge der deutschen Benediktiner von St. Ottilien übertragen, während das vierte (Pyeongyang), eben errichtet, von den amerikanischen Patres von Maryknoll übernommen werden soll. Mit den zirka 90 europäischen Missionären (ohne Brüder und Schwestern) teilen sich 65 einheimische Priester in die Missionsarbeit. Die drei Seminaristen von Seoul, Taihu und Wonsan weisen zirka 250 Seminaristen auf. An Schwestern zählt das Apostolische Vikariat von Seoul allein 110, darunter 100 Einheimische.

**Afrika.** Den Lyoner Missionären sind im schwarzen Weltteil 11 Missionsgebiete anvertraut (Benin, Dahomey, Goldküste, Nildelta, Elfenbeinküste, Westnigeria, Togo, Nieder-volta, Liberia, Koroko und Ostnigeria). Der Generalbericht 1925/26 verzeichnet in diesen

Sprengeln 1543 Missionsstationen, 242 Missionäre, 538 Schwestern, 1169 Katechisten, 202.814 Neubekehrte und über 61.000 Taufschüler. Im Berichtsjahre wurden 7862 Erwachsenentaufen und 21.190 Kindertaufen gespendet.

Im Vikariat Benin erhielten die ersten drei schwarzen Seminaristen die niederen Weihen. Rasche Fortschritte macht das Bekehrungswerk in Dahomey. Die Zahl der Missionsstationen ist in den letzten 15 Jahren von 16 auf 107 gestiegen. Fast sämtliche Angestellte der Kolonie sind katholische Eingeborne. Das Negerpriesterseminar in Aidah nimmt auch die Alumnen der Vikariate Togo und Niedervolta auf. Das Lehrerseminar der Mission besitzt staatliche Anerkennung. Einer Blütezeit geht das Vikariat der Goldküste entgegen, das bereits 50.000 Katholiken buchen kann. Im Vikariat Nildelta wohnen insgesamt 35.000 Katholiken beider Riten. Von größter Bedeutung sind in diesem Vikariat die Schulen und die Frauenmission, zumal die Protestanten mit großen Geldmitteln an der Arbeit sind und bereits 37.000 Anhänger gewonnen haben. In mehreren Gegenden der Elfenbeinküste hat eine förmliche Bewegung zur katholischen Kirche eingesetzt, während die Protestanten mancherorts zurückgehen. Kurz vor dem Weltkriege hat in Westnigeria der Negerprophet Harris ungeheure Verwirrung angerichtet und der katholischen Missionstätigkeit schweren Schaden zugefügt. Er verteilte massenhaft protestantische Bibeln, womit indessen die Schwarzen nichts anzufangen wußten. Zu den aussichtreichsten Gebieten gehört die Togo-Mission, die vor dem Kriege von den Steyler Patres versehen wurde. Sie zählt 31.000 Katholiken, wogegen die Sekten erst 7000 Anhänger besitzen. In der Hauptstadt Lome sind von den 11.500 Schwarzen schon 7000 katholisch. Der tägliche Besuch der heiligen Messe und der oftmalige Empfang der heiligen Kommunion werden sehr gepflegt. Ein Teil des Vikariates Togo gehört jetzt zum

Bisariat Niedervolta, das an 18.000 Katholiken aufweist.

In den 17 Missionen der Väter vom Heiligen Geist wirken 323 Priester, 157 Brüder, 203 Schwestern und 5685 Katechisten (Glaubenslehrer). Die Zahl der Bekehrten in diesen Gebieten beträgt eine halbe Million, die der Taufbewerber über eine Viertelmillion. Im letzten Jahre wurden 59.000 getauft. Von diesen Missionen liegen vier in Westafrika: Senegambien, Französisch-Guinea, Sierra Leone und Südnigeria. Aus der Missionsdruckerei in Neu-Guinea sind schon 2500 Druckschriften hervorgegangen. In Sierra Leone benutzten die Sekten die letztjährige Abwesenheit des Bischofs Gorman zu einem gewaltigen Vorstoß gegen die katholische Mission. Ihr Streben ging dahin, die protestantische Bibel in allen Schulen der Kolonie einzuführen und die katholischen Missionen aus einem Teile des Schutzgebietes vollständig auszusperrern. Die Perle unter den westafrikanischen Missionen von Senegal bis Kamerun ist Südnigeria, das ein zweites Uganda zu werden verspricht. Leider werden die wichtigsten Ämter den Mohammedanern übertragen; auch haben die Protestanten schon 160.000 Anhänger gewonnen. Die Zahl der katholischen Neuchristen beträgt augenblicklich nur 47.000, aber die Katechumenenziffer ist schon auf über 115.000 gestiegen, was eine außerordentlich starke Bewegung zur katholischen Kirche bedeutet.

Von den 10 mittelafrikanischen Missionen der Väter vom Heiligen Geist behauptet Kamerun den Vorrang. Von den dortigen Massenbekehrungen war in der letzten Nummer dieser Zeitschrift die Rede. In den Sprengeln Gabun, Loango und Portugiesisch-Angola wütete im letzten Jahre eine fürchterliche Hungersnot. In Kunene mit 15.000 und Brazzaville mit 17.000 Bekehrten schreitet das Missionswerk ruhig voran. Ein schwieriges Arbeitsfeld ist Ubangi-Shari. Nach Kamerun gilt Kubango in Angola als die weitaus fruchtbarste Mis-

sion des südlich vom Erdgleicher gelegenen Küstengebietes. In den letzten 15 Jahren ist die Katholikenzahl von 9000 auf über 95.000 angewachsen. In Ostafrika versehen die Väter vom Heiligen Geist drei Gebiete: Sansibar, Bagamojo und Kilimandscharo. Aus Sansibar mit 12.000 Katholiken werden neue Stationsgründungen gemeldet. Bagamojo zählt 24.000 lebende Christen. Im Bisariate Kilimandscharo werden die alten Kirchen zu klein, ein gutes Zeichen des Fortschrittes. Der letzte Bericht verzeichnet 12.000 Bekehrte.

Einen kurzen Überblick über die Missionen der Weißen Väter brachte das Maiheft des „Stern der Neger“. Die Missionserfolge in Uganda sind einzig dastehend in der neueren Missionsgeschichte. Das Bisariat zählt 219.000 Katholiken. Die große Kathedrale in Rubaga wurde nach 12jähriger Bautätigkeit vollendet und feierlich eingeweiht. Um die Vollendung des Domes hat sich Mgr. Forbes, der Hilfsbischof des Apostolischen Vikars Streicher, besondere Verdienste erworben. Leider mußte die Mission im verflossenen Jahre den Tod dieses bischöflichen Koadjutors beklagen. Die Erhebung eines eingeborenen Priesters zur bischöflichen Würde scheiterte an dem Widerstand Englands. In Tanganika sind auf manchen Missionsstationen schon alle Heiden getauft. Auch im Bisariat Urundi hat stellenweise die Massenbekehrung eingesetzt. Das Bisariat Banguelo verzeichnet 40.000 Katholiken und 30.000 Taufbewerber. Vor 25 Jahren waren es 12 Christen und 10 Tauffschüler. Im letzten Jahre wurden in diesem Bisariate allein 145 neue Stationen eröffnet und 206 Kapellen erbaut. Leider geht die Schlafkrankheit verheerend durch das ganze Seengebiet. Eine zufriedenstellende Entwicklung nehmen auch die Sprengel Dar-es-Salam mit 12.000 und Lindi mit 30.000 Getauften. Ersterer wird von den Schweizer Kapuzinern verwaltet, letzterer ist den Benediktinern von St. Ottilien in Bayern wieder zugänglich.

Mit großen Schwierigkeiten hat die katholische Mission in Südafrika zu kämpfen. Die Selbstständigkeitsbewegung der Schwarzen einerseits und die Gegenarbeit der Protestanten andererseits hemmen das katholische Missionswerk auf Schritt und Tritt. Als das für die Zukunft aussichtsreichste Missionsfeld betrachtet man das Basutoland, obgleich das Vikariat Marianhill mit über 55.000 Katholiken zahlenmäßig den Vorrang innehat. Im Vikariate Natal mit 40.000 Katholiken haben die Missionäre nicht nur gegen das Heidentum, sondern auch gegen den Islam und Buddhismus, wie selbstverständlich auch gegen den Protestantismus zu kämpfen. Man zählt mehr als 100 protestantische Sekten. Das Vikariat Transvaal hat in Msgr. O'Leary einen geborenen Südafrikaner zum Apostolischen Vikar erhalten. Sein Sprengel weist aber unter 1.300.000 Bewohnern nur 20.000 Katholiken auf.

Die jungen deutschen Arbeitsfelder in der Südafrikanischen Union stecken noch alle in den aufreibendsten Anfangsschwierigkeiten. Ihr Streben geht vor allem dahin, durch Erwerb von Pflanzungen (Farmen) im Lande festen Fuß zu fassen und durch Schulgründungen den Eingebornen näher zu kommen. Verhängnisvoll wäre es, wenn der freimaurerische Schulkampf mit dem Schlagwort: „Die Schule dem Staate“ die angebahnte Entwicklung unterbinden würde. (Zeitschrift für Missionswissenschaft 2/1927.)

Nach dem anlässlich der Weltmissionsausstellung erschienenen Werkchen: „Die Heidenmission der Gesellschaft Jesu“ arbeiten im afrikanischen Weltteil Jesuiten in folgenden Gebieten: Ägypten, Belgisch-Kongo, Sambesi, Nord-Rhodesia, Madagaskar, Reunion und Mauritius. In Ägypten erstreckt sich die Tätigkeit der Patres auf fünf Kirchen und 24 Schulen mit 1800 Besuchern. Die Präfektur Kwango im Kongostaat hat in letzterer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen. Sie zählt

24.000 Katholiken und 30.000 Taufbewerber. Die Mission am Sambesi übernahm der Orden 1879. Das mörderische Klima bereitete anfänglich fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Über 20 der ersten Patres starben so früh hinweg, daß man dieses Gebiet das „Grab der Jesuiten“ nannte. Die Mission zerfällt in zwei Teile. Der eine gehört zur Kapkolonie. Er hat seinen Mittelpunkt in dem Kolleg von Grahamstown. Der andere Teil umfaßt Süd-Rhodesia mit dem Sitz des Apostolischen Präfekten in Salisbury. In dieser Präfektur wohnen über 20.000 Katholiken. Besondere Erwähnung verdient das astronomische Observatorium (Sternwarte) in Bulawayo. In Nord-Rhodesia ist die Katholikenzahl noch gering, 4000—5000. Auf der großen ostafrikanischen Insel Madagaskar wächst trotz des fortdauernden französischen Kulturkampfes eine große Volkskirche heran. Nach einer 16jährigen Missionsarbeit zählt die Insel über 381.000 Katholiken und 70.000 Katechumenen. Außer der französischen Kolonialregierung bereiten die lockeren heidnischen Sitten und die Gegenwirkung der protestantischen Werbearbeit große Hemmnisse. Die besten Gebiete sind die im mittleren Teile liegenden, den Jesuiten anvertrauten Vikariate Tananarivo mit 117.000 und Fianarantsoa mit 153.000 Katholiken.

Die Söhne des hl. Franziskus wirken in Afrika seit den Tagen des großen Ordensstifters. Ihre nordafrikanischen Arbeitsfelder Marokko, Libyen und Ägypten gehören im allgemeinen zu den erfolgarmen Missionen. Außerdem sind sie am Kongo und in Mozambique tätig. Insgesamt arbeiten in Afrika 334 Franziskanermisionäre.

Der Seraphische Orden verwaltet heute in allen fünf Erdteilen zusammen 60 Missionen, in denen über 3100 Patres sich dem Werke der Glaubensverbreitung widmen. Der ganze Franziskanerorden zählte 1926 über 19.000 Mitglieder, so daß auf je sechs Franziskaner ein Missionär kommt.

**Amerika.** Von den mehr als 12 Millionen Negern der Vereinigten Staaten Nordamerikas gehören erst eine Viertelmillion der katholischen Kirche an, während die Protestanten unter ihnen schon fast 5 Millionen Anhänger gewonnen haben. Leider haben sich die Katholiken Nordamerikas bisher nicht in genügender Weise um die schwarze Bevölkerung gekümmert. Hunderttausende von Negern wandern, infolge der schlechten Behandlung, die ihnen in den Südstaaten zuteil wird, nach den Nordstaaten und in die Großstädte. New York zählt bereits 251.000 Schwarze. In Chicago hat Kardinal Mundelein die prachtvolle Elisabethkirche den Negern zur Verfügung gestellt. Ständig wächst die Gemeinde. Man rechnet mit 200 Überritten im Jahr. Nur 183 Priester widmen ihre ganze Kraft den Negern. In den katholischen Pfarrschulen werden 25.000 Kinder unterrichtet. („Katholische Missionen“ 4/1927.)

**Mexiko** zählt 33 Bischöfe; die Hälfte von ihnen mußte bereits das Land verlassen. Nach dem bekannten Eisenbahnattentat von Guadaluajara, das möglicherweise von Calles selbst und seinen Bluthunden angezettelt war, wurde auch der Erzbischof Tritschler in Cordova von

Yukatan mit mehreren anderen Bischöfen ausgewiesen, weil sie die teuflische Verleumdung zurückgewiesen hatten, daß der Zugüberfall von Geistlichen ausgeführt worden sei. Von den 17 Bischöfen, die sich noch im Lande befinden, sind 7 in der Hauptstadt gefangen, 6 halten sich verborgen und von 4 Bischöfen steht noch nicht fest, ob sie ausgewiesen oder gefangen sind oder sich gleichfalls versteckt halten. Es sind dies die Bischöfe von Vera Cruz, Chihuahua, Colima und Chilapa. Da aber seit geraumer Zeit jede Nachricht von ihnen fehlt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß auch ihnen die Ausübung ihres Amtes unmöglich ist. („Osservatore Romano“, Nr. 115.)

Sehr stark ist das deutsche Ordenspersonal in Südamerika vertreten. Es wirken dort Franziskaner, Benediktiner, Jesuiten, Redemptoristen, Pallotiner, Steyler, Herz-Jesu-Priester, Salvatorianer und Missionäre von der Heiligen Familie. Ihre Gesamtzahl beträgt 1046. Sie versehen 138 Seelsorgsposten. Das deutschsprachige weibliche Personal besitzt 127 Niederlassungen mit 1568 Mitgliedern, die sich dem Unterricht und der Krankenpflege widmen.

## Der Zauberer der Bahiri.

Eine Erzählung aus Kamerun von P. Johannes Emonts, S. C. J.

(Fortsetzung.)

„Ja, Häuptling, dein Uambi! Zum Glück lebt er noch! Ich habe den Zimba gefragt, ob er vom Sohn des Häuptlings spreche, und er hat mir geantwortet, daß er den Uambi meine, der in Dpolinda bei dem Weißen war.“ Nun ließ der Häuptling den Mann erst los, sprang wie toll umher und dachte an nichts mehr als an den geretteten Uambi, an seinen Sohn, der noch lebe. „Ha, Leute“, rief er, „mein Uambi ist nicht tot, er lebt noch! Schnell, Zabsi, laß den großen Gong schlagen! Ganz Bahiri soll wissen, daß Uambi lebt.“ Zabsi machte sich schnell davon, und schon nach wenigen Augenblicken trommelte und dröhnte, brummte und sumimte es im Gehöft und über

den Ort, und schon hörten es alle Bahiri in der Umgebung, und von da aus wurde es sofort weitergeleitet. Es begann bereits zu dunkeln, und so gab Beschuba den Befehl, die Feuer anzuzünden, damit der ganze Platz erhellt werde. Bald flammten die Feuer lichterloh empor und beleuchteten die gespannt horchenden und zuschauenden schwarzen Gestalten. Der Häuptling schien die Angelegenheit mit der Seufzerhöhle ganz vergessen zu haben, so sehr hatte ihn die Nachricht in Aufregung versetzt. Da er sich nun umdrehte, sah er den Überbringer der frohen Nachricht und forderte ihn auf, weiter zu sprechen. „Wo, sagst du, war Uambi?“ — „Er war mit den anderen

Gefangenen in der Seufzerhöhle.“ — „Entweder bist du von Sinnen oder Zimba ist es. Wie hätte Ulambi in die Seufzerhöhle kommen können?“ — „Er war dort. Auch Ngemba, der Bruder Molozos, der seit einigen Wochen vermißt ist.“ — „Und das hat der Weiße getan? Er hatte ihn in die Seufzerhöhle gebracht?“ — „Nicht der Weiße. Der Weiße hat ihn und die anderen dort befreit. Tusa hat ihn dorthin gebracht und gefangen gehalten.“ „Ambana!“ rief da mit entsetzlichem Schrei der Häuptling: „Tusa hat ihn dorthin gebracht, ihn in der Seufzerhöhle gefangen gehalten? Tusa, unser Zauberer?“ — Die Augen traten dem Häuptling aus den Höhlen, die Stirn runzelte sich in furchtbarem Zorn. Sein Gesicht nahm einen grausamen Ausdruck an. Wie ein wütendes Tier stand er vor dem Erzähler und rief nochmals, indem ihm der Schaum aus dem Munde hervortrat: „Tusa hat das getan? Unser Tusa? Mensch, du bist von Sinnen!“ — „Großer Häuptling, es ist Tusa gewesen und kein anderer. Unser Tusa, den wir als den größten und bedeutendsten Zauberer kannten, den alle fürchteten, weil er mit einem großen und starken Schutzgeist in Verbindung stehen sollte, der ist ein gemeiner Betrüger, ein Mörder, ein Scheusal.“ Ein neuer Wut- und Zornanfall ergriff den Häuptling. Er schrie wie ein wildes Tier und rief: „Wo ist Tusa? Schnell, gebt mir Lanzen, holt Messer, Feuer! Ha, das Scheusal, dieser Tusa, ich werde ihn auf der Stelle in Stücke schneiden!“ Den Leuten wurde angst und bange. Beschuba war fähig, sich an ihnen zu vergreifen. Er kannte sich selber nicht mehr. Wenn Tusa nicht auf der Stelle gebracht wurde, war es möglich, daß der Zornmütige den ersten besten ergriff und erwürgte. Ambana fand zum Glück das rechte Wort und sagte: „Großer Häuptling, Tusa wird deiner Rache nicht entgehen. Er liegt jetzt selber gefangen in der Seufzerhöhle, und der Weiße wird ihn dir ausliefern. Zimba soll seinem Vater und dir alles berichten, was er gehört und gesehen hat. Der Weiße erwartet morgen früh Hilfe.“ Die Worte brachten Beschuba wieder in etwa zur Vernunft, doch schien er wieder nur das Wort Rache gehört zu haben, denn er wiederholte es sechs-, siebenmal nacheinander und zückte dabei sein kleines Dolchmesser, das er am Gürtel trug. Dann erst forderte er Ambana auf, weiterzusprechen und seinen Bericht zu Ende zu führen.

Ambana wollte soeben die unterbrochene Erzählung wieder aufnehmen, als man auf dem Vorplatz lautes Stimmengewirr vernahm. Eine ungeheure Menschenmenge strömte herein, und zuletzt kam Ketam, der Bigmann, der zum Häuptling hintrat, ihm die Hand reichte und frohbewegt sagte: „Zimba, mein Sohn lebt und auch Ulambi, den du tot glaubtest; nimm hier meine Hand und gib mir die deine, wir haben heute beide einen glücklichen Tag!“ Der Häuptling, der vorher so wütete, wurde nun ganz weich, er nahm die Hand Ketams und drückte sie warm. Dann sagte er: „So ist es also wahr, daß Zimba zurückgekehrt ist und meinen Ulambi gesehen hat?“ — „So ist es. Ich hätte gern den Zimba mitgebracht, aber er war so müde, daß er zuletzt nicht mehr stehen und sprechen konnte, und nun schläft er. Er ist in einem fort von der Kefang ke bänu bis in mein Gehöft gelaufen, um mir die Nachricht zu bringen. Die Aufregung der Gefangenschaft in der Höhle, die Freude über die unerwartete Rettung und das schnelle Laufen haben ihn zu sehr angestrengt.“ — „Was sagte Zimba von Ulambi und von dem Weißen?“ fragte Beschuba. Ketam antwortete: „Sobald Zimba sich etwas erholt hat, soll er dir alles erzählen. Er sagte, daß er von Tusa und Buzu in die Seufzerhöhle gebracht wurde. Eigentlich hatten die beiden Schurken mich dorthin bringen wollen, und sie haben gesagt, daß ich früher oder später doch meinen Lohn in der Seufzerhöhle finden würde. Heute morgen sei dann jemand in die Höhle gekommen, es sei nicht Tusa gewesen, sondern der Weiße. Der habe sie losgeschnitten und sei so gut mit ihnen gewesen. Und von Ulambi hat er erzählt, daß er krank, sehr krank sei an der Krankheit des Hungers. Er soll aussehen wie der Tod, und wenn der Weiße heute nicht gekommen wäre, dann hätte Ulambi morgen nicht mehr gelebt, aber auch so könne er nicht gehen, nicht stehen, er sei noch zu schwach, die Augen aufzumachen, es sei nur noch ein Fünfchen Leben im Herzen, und der Weiße tut nichts anderes, als dieses Lebensfünfchen mit starken Medicinen nähren und erhalten.“ — „Ach, der Weiße, der Weiße, den wir hier so schöne fortschickten, der tut das für meinen Ulambi? Und hat er nichts gesagt, daß ich hoffen kann?“ fragte er erwartungsvoll und flehend. „Ja, Häuptling, du kannst hoffen. Der Weiße hat gesagt, daß der Schlag des Herzens schon besser

sei und daß er selber Hoffnung hat. Zimba sagt auch: der Weiße, der ja ein Gebetsmann ist, betet beständig zum großen Geiste für das Leben Ulambis.“ Der Häuptling war nun ruhig, er war froh, er war ganz glücklich und schwur, daß er dem Weißen ganz anders begegnet wäre, wenn Tufa nicht so teuflische Zauberkünste angewandt hätte. „Wenn alles so ist,“ beteuerte er feierlich, „dann wehe dem Tufa, dann aber auch Ehre dem Weißen, den ich im Triumphzuge nach Buabengi bringen werde!“ Des Fragens und Antwortens war kein Ende. Die Palmweindiener hatten nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun, denn niemand dachte ans Trinken. So ging es bis spät in die Nacht hinein. Zuletzt wurde beschlossen, am andern Morgen mit Sonnenaufgang zur Seufzerhöhle aufzubrechen, doch schickte Beschuba sofort zwanzig Leute mit Fackeln ab, die noch schnell Bananen, Eier, Hühner, Maismehl, Palmöl und Pfeffer für den Weißen und die Träger holen und ihnen überbringen sollten. Mit brennenden Fackeln zogen die Leute mitten in der Nacht los, weil der Häuptling es wollte. Sie sollten dem Weißen und dem Ulambi einen Gruß überbringen und melden, daß der Häuptling und der Bigmann mit vielen Leuten am andern Morgen kommen würden, um ihn und die Kranken nach Buabengi zu bringen. Das war eine Versammlung gewesen, wie man sie bei den Bahiri noch nicht erlebt hatte. Endlich gab der Häuptling seine letzten Befehle für morgen und das Zeichen zum Schluß.

### 8. Kapitel.

#### Ein zorn erfüllter Vater und Häuptling.

Kurzer Inhalt: Es war schon spät in der Nacht. In der Nähe der Kefang fe bānu herrschte die Ruhe der Einsamkeit. P. Breuer hielt treue Wacht am Lager der beiden Schwerkranken, denen er von Zeit zu Zeit einen stärkenden Trank einflößte. Mitternacht war schon vorüber, als ihm von einem der Wächter die Ankunft von Bahirileuten gemeldet wurde. Es waren die Leute des Häuptlings, der sie mit Lebensmittel zu dem Weißen gesandt hatte. Sie hatten wegen der Nähe der unheimlichen Seufzerhöhle gewaltige Furcht und nur der strenge Befehl ihres Herrn konnte sie an der Flucht hindern. Der Missionär beruhigte sie, klärte sie mit wenigen Worten auf und übergab ihnen dann den gefangenen Buzu zur Bewachung. Dem Ercheinen des Häuptlings, dessen Ankunft die Boten für die Morgenstunde gemeldet hatten, sah P. Breuer mit Spannung entgegen. Die schönen Geschenke des Häuptlings wurden von den Trägern freudestrahelnd entgegengenommen und gleich ein Mahl bereitet. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken.

So geht die Nacht vorüber und der Morgen bricht an. Gegen neun Uhr wird die Ankunft des Häuptlings gemeldet, und der Pater geht dem langen Zuge entgegen. Ganz Bahiri scheint mitgekommen zu sein. Sieben Vermumnte gehen dem Zuge voraus, der sich langsam auf dem schmalen Pfade dahinbewegt. Ein eigenartiger Marschgesang erschallt. Alle antworten mit kräftiger Stimme auf die von einigen Sängern vorgetragenen Strophen. Zum Takt des Gesanges werden die Lanzen durch die Luft geschwungen. Nun hat P. Breuer die Vordersten des Zuges erreicht und läßt sich zum Häuptling führen. Der Gesang verstummt, der Zug hält. Es erfolgt die Begrüßung. Der Häuptling reicht dem Weißen freundlich die Hand und spricht: „Weißer, ist es wahr, was Zimba uns erzählt hat? Daß du ihn und Ulambi und noch vier andere aus der Kefang fe bānu befreit hast?“ — „Das ist allerdings wahr.“ — „So lebt Ulambi noch?“ — „Ja, er lebt, aber er ist sehr schwach. Du mußt nur nicht erschrecken, wenn du ihn siehst.“ — „Und wer hat ihn in die Kefang fe bānu gebracht?“ — „Das tat kein anderer als Tufa, der große Zauberer.“ — „Weißer, du wirst dich irren, es wird nicht Tufa, sondern der Kobia fe Tufa gewesen sein!“ — „Es war Tufa und kein anderer. Er hat Zimba, er hat Ulambi, er hat all die anderen in eigener Person in die Kefang fe bānu verschleppt, um sie dort in langsamem Hunger und unsäglichem Elend dem schrecklichsten Tode preiszugeben.“ — „Dann wäre Tufa ja der schrecklichste Mensch, den ich jemals kennen lernte. Er hätte mich, den Häuptling, er hätte den ganzen Stamm auf das schändlichste betrogen!“ — „Gewiß tat er das, und darin liegt gerade das Schändliche seines Verbrechens, daß er euch alle mit seinem erlogenen und klug ersonnenen Zaubergeist verwirrt und in die größte Angst setzte, um dann ungestört seine Schandtaten ausführen und seinen großen Einfluß über alle behaupten zu können.“ — „Es ist kaum zu glauben, Weißer, und doch scheint es wahr zu sein. Doch noch eine Frage: Hast du Tufa wirklich gefangen?“ — „Er hat sich selber gefangen. Er ist nämlich in die Kefang fe bānu hinabgestiegen, um die Gefangenen zu quälen und ihnen Fußtritte zu geben. Wir sperren ihm nur den Aufstieg nach oben ab, und so war er in unserer Hand. Er kann unmöglich entkommen.“ — „So wird er meine

Rache erfahren!" Der Häuptling nahm bei diesen Worten eine furchtbar drohende Haltung an und ballte im Zorn die starke Faust, als wenn er seinen Feind zermalmen wollte. Unheimlich funkelten seine Augen. Da trat Zimba an den Missionär heran und gab ihm beide Hände, indem er sagte: „Hier ist mein Vater, er will dich grüßen.“ Ketam gab dem Missionär die Hand und drückte sie herzlich und warm: „Du hast meinen Zimba aus der Kefang ke bānu befreit. Hier nimm meine Hand. Von heute ab sind wir zwei Freunde. Ja, wir sind zwei Brüder. Den heutigen Tag werde ich dir nicht vergessen.“ Ketam war gerührt. P. Breuer hörte aus allem heraus, daß er an diesem Mann einen treuen Freund gewonnen habe, der ihm später gewiß noch manchen Dienst leisten würde. Darauf traten die anderen Dorfgrößen hinzu und drückten dem Missionär die Hand, und das Volk in der Runde verneigte sich tief und klatschte wie bei der Begrüßung des Häuptlings dreimal in die Hände. Dann setzte sich der Zug in Bewegung zur Höhle in der Felsenwand. Zuerst sollte Beschuba seinen Ulambi sehen, darum führte ihn der Vater zu der Stelle, wo die beiden Schwerkranken im Schatten eines mächtigen Baumes lagen. Der große Häuptling blieb stehen, und der Vater schlug die Decken zurück. Da lag Ulambi, der kranke Sohn Beschubas, den ein solch herbes Geschick getroffen hatte. Wie ein Toter sah er aus, zum Skelett war er abgemagert. Die geschlossenen Augen ruhten tief in den Höhlen. Die einzelnen Rippen, ja jeden einzelnen Knochen sah man deutlich hervortreten. Das war wirklich eine Jammergestalt, ein Bild des Hungers. Lange schwieg Beschuba, dann begann er leise klagend Worte des Schmerzes zu stammeln: „Armer Ulambi! Das bist du? Wer hat dir das angetan? Daß ich dich so wiedersehen muß!“ Beschuba, der vielleicht seit seiner Kindheit nicht mehr geweint hatte, war derart ergriffen, daß Tränen in seine Augen traten. Nach einer Weile legte der Vater die Decken wieder zurecht und sagte dem armen Vater ein Trostwort: „Großer Häuptling, dein Ulambi, der wie ein Toter aussieht und dich nicht einmal anschauen kann, lebt noch; fühle hier seinen Herzschlag!“ Der Häuptling legte seine Hand auf die linke Brustseite des Kranken, und an seinem Blick bemerkte man, daß er aufmerksam dem Schlage des Herzens folgte und in zu-

versichtlicher Stimmung seine Hand zurückzog. „Ja, ich fühle den Schlag, aber er ist sehr schwach“, bemerkte er dem Missionär. „Gestern war er kaum zu spüren. Du siehst also, daß es besser geht und daß du hoffen kannst.“ Der Häuptling drückte dem Missionär nochmals die Hand und sagte: „Weißer, das hast du nicht umsonst getan. Wenn du Ulambi am Leben erhältst, sollst du Beschuba und seine Dankbarkeit kennen lernen.“

Nun war es an der Zeit, dem Häuptling und den Bahirimännern die Kefang ke bānu zu zeigen und ihnen die Gefangenen zu übergeben. Alle waren auf das gespannt, was sich nun ereignen würde, denn es war klar, daß der Zorn Beschubas sich auf die beiden Gefangenen entladen würde. Der Häuptling hätte gern gewußt, wie es dem Missionär gelungen war, hinter all die Geheimnisse zu kommen; aber P. Breuer, der vorläufig noch nicht den Ketam und vor allem nicht den Zebana verraten wollte, erwiderte ausweichend: „Wir Weiße sehen manchmal, wo ihr Schwarze gar nichts sieht. Wir hören oftmals, obgleich kein Wort gesprochen wird. Später werde ich dir und dem ganzen Volk erzählen, wie ich hinter diese Geheimnisse kam. Doch sieh, da ist ja schon Buzu, der Bruder Tufas!“ Beschuba schaute den Gefangenen mit einem verächtlichen Blick an und spuckte ihm ins Gesicht; dann griff er an den Gurt, an dem eine Lederpeitsche befestigt war und schrie: „Du Hund! Du stinkender Schafal! Du gemeiner Mörder! Was hast du getan, sprich!“ Der Mann begann zu sprechen; aber was er sagte, kam nicht ängstlich heraus, sondern mit erhobener Stimme sagte er: „Was wir getan haben, mußten wir tun, weil der Kobia ke Tufa es uns befohlen hatte.“ — „So, ihr mußtet das tun, dann muß auch ich dir jetzt die Peitsche zu kosten geben. Hier hast du das erste Andenken!“ Nach diesen Worten schlug er Buzu derart, daß der Gefangene vor Schmerzen winselte wie ein geprügelter Hund. Die Zornesader schwell dem wütenden Beschuba auf der Stirn, er bebte förmlich vor Wut und Aufregung. „So, du mußtest meinem Ulambi so Schreckliches antun! Dann mußt du auch jetzt winseln und dich krümmen wie ein Hund! Ha, du wirfst mich noch kennen lernen. Doch nun will ich zunächst den Tufa haben.“ Beschuba ließ ab von dem Gefangenen und bestimmte fünf seiner Leute, die ihn be-

wachen sollten: „Ihr bürgt mir mit eurem eigenen Leben für den Gefangenen. Wenn er entkommen sollte, erwartet euch die Strafe, die ihm zukommt.“ P. Breuer zog den Wütenden fort, führte ihn an die steile Felswand und bezeichnete ihm den Eingang der Felsenhöhle, in welcher der Zauberer gefangen war. Die Leute drängten sich heran und überlegten, wie man des Tufa am besten habhaft werden könnte. Ketam meinte, es gebe keine härtere Strafe, als die beiden Verbrecher ebenso einzusperren und auszuhungern, wie sie es den armen Opfern ihrer grausamen Lust zugebracht hatten. Davon wollte aber der Häuptling nichts wissen. „Nein, Ketam,“ jagte er, „die Höhle ist mir für die beiden Schurken nicht sicher genug. Sie gehen beide mit ins Dorf. Ich will ihr Winseln und Stöhnen alle Tage hören. Ich werde ihnen statt der Seufzerhöhle eine Seufzerhütte anweisen, in welcher sie eine Strafe erdulden sollen, wie sie sie durch ihre Schandtaten verdient haben.“ Das dicke Lianenseil wurde am Johannisbrotbaum befestigt und hinabgelassen, aber Tufa ließ sich nicht sehen, gab auch kein Zeichen seiner Anwesenheit. Gewiß ahnte er, was ihm bevorstand. „Wir holen ihn herauf!“ riefen einige beherzte Burschen. „Es ist gefährlich“, erklärte Vater Breuer. „Wer da hinabsteigt, wagt sein Leben, dem Tufa ist es leicht, jeden in die Tiefe hinabzustürzen, der sich am Seil hinunterläßt.“ — „Er soll es wagen, der Schuft, der Mörder! Wir würden ihn in Stücke reißen!“ riefen die Schwarzen, von denen einer sofort den dicken Holzknüppel ergriff, sich daraufsetzte und mit einem Dolche bewaffnet sich am Seile hinabließ. Vergebens bat der Missionär den Mann, doch sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Alle Worte waren vergebens. Der Mann verschwand in die Tiefe, das Seil gab nach, ein Zeichen, daß der Waghalstige nun in die Höhle gestiegen war. Geppant wartete man auf seine Rückkehr. Vergebens. Minute um Minute verging. Man hörte und sah nichts. Beschuba sah den Weißen betroffen an. „Der Mann wird wohl dem Tufa in die Hände gefallen sein. Hätte er auf mich gehört, dann wäre er klüger gewesen“, jagte P. Breuer.

„Ich will den Zauberer haben, ich muß ihn haben“, rief Beschuba, der jetzt selber einen Plan erfunden hatte. Drei, vier Leute mußten auf einmal hinab an vier verschiedenen Seilen. „Schnell in den Busch, holt Lianen und dreht

starke Stricke!“ Die Leute eilten hinweg. In kaum zehn Minuten waren die Stricke gedreht und vier Männer fuhren nebeneinander in die Tiefe hinab. Alle lauschten gespannt. Nach einiger Zeit hörte man laute Flüche und Verwünschungen, zornige Rufe und Schreie. Drinnen in der Höhle rang Tufa mit denen, die ihn gefangennehmen wollten. „Wir haben ihn. Es ist Tufa!“ rief es von unten herauf. Oben erscholl lautes Jubelgeschrei. Der Häuptling rief sich die Hände und befahl, den Gefangenen aufzuwinden. Unter endlosem Geschrei wurde der gebundene Verbrecher über den Rand der Felswand gezogen und dem Häuptling vor die Füße geworfen. „Matwe ist tot“, sagte einer von denjenigen, die Tufa überwältigt hatten. „Seht, da kommt seine blutige Leiche.“ Auch zwei von den übrigen hatten blutende Wunden, so daß der Vater ihnen schnell Verbände anlegen mußte; er eilte deshalb mit ihnen zum Lager und holte die kleine Apotheke hervor. In der kurzen Zeit seiner Abwesenheit erfuhren Buzu und der Zauberer Tufa den Zorn Beschubas. „Was hast du getan?“ herrschte der zornwütige Beschuba den Zauberer an, der aber nicht antwortete. „Willst du mir antworten?“ Schon fauste die Peitsche auf den Rücken des Schurken nieder. „Was hast du getan? Willst du wohl antworten?“ — „Gut, ich werde antworten. Ich tat, was ich tun mußte. Kebia kam, mein Schutzgeist, hatte es befohlen.“ — „Du lügst und willst dich der Strafe entziehen! Sag, daß du gelogen hast, sonst wird die Peitsche dir die Wahrheit in den Mund legen!“ Die Peitsche fauste schwirrend auf den Gefesselten hernieder. Stöhnend mußte Tufa sich das gefallen lassen, bei jedem Schlag zuckte er vor Schmerz zusammen. Als Beschuba von ihm abließ, schaute ihn Tufa jedoch wiederum höhnisch an und sprach: „Du schlägst Tufa, den großen Zauberer. Und doch lache ich über dein Wüten. Jeden Schlag, den ich erhalte, wird mein Schutzgeist dir wiedergeben. Du kannst mich töten, mein Schutzgeist wird dich zu finden wissen. Er wird den Stamm und dich nicht eher zur Ruhe kommen lassen, als bis der Weiße vertrieben ist.“ P. Breuer war unterdessen wieder herangekommen. Tufa sandte ihm einen haßerfüllten Blick zu und spie gegen ihn aus, aber schon stand der Häuptling mit der Peitsche da und unter unbeschreiblichen Zornesworten züchtigte er den frechen Schurken. „Wie, du wagst es, den Weißen zu verhöhnen!

Du gemeiner Mörder! Du hinterlistiger Mensch! Du . . ." Was er nur an beschimpfenden Ausdrücken finden konnte, rief er dem Zauberer zu und begleitete sie mit zahllosen Schlägen. Der Häuptling konnte sich nicht vor Wut. Die Augen traten weit vor, auf seinen Lippen zeigte sich weißer Schaum. Sein Sprechen war mehr das Gebrüll eines wilden Tieres. "Was tatest du meinem Uambi? — Weshalb sperrtest du den Zimba ein in die Kefang ke hänu? — Was tat ich, was tat der Weiße dir, daß du uns mit solchem Haß verfolgst?" Tusa antwortete nicht, sondern winselte nur leise. Die zahllosen Schläge und Fußtritte ließ er über sich ergehen wie einen Regenschauer. Der Pater suchte den Häuptling abzuhalten. Vergebens. Er bewirkte nur das Gegenteil. Dann nahm er plötzlich seinen kleinen Dolch aus dem Gürtel und wollte sich damit auf den Gefangenen stürzen, als der Pater ihm in den ausgestreckten Arm fiel und ihn zurückhielt. "Es ist genug, Häuptling. Der Zauberer ist mein Gefangener. Ich will nicht, daß du ihn noch weiter mißhandelst und gar tötest. Tusa soll der gerechten Strafe nicht entgehen, aber zuerst wollen wir alle über ihn und seinen Bruder Buzu zu Gericht sitzen. Willst du, der Häuptling aller Bahiri, deine Hand mit dem Blute dieses giftigen Gewürms bes Flecken? Ich müßte dich verachten, wenn du das tätest. Willst du dich so weit erniedrigen, die Dienste eines Schergen und Sklaven auszuüben?" Beschuba war zuerst zornig aufgefahren und hatte einen verächtlichen Blick auf den Weißen geworfen, aber dann hatte er seinen Dolch sinken lassen, und nun ließ er ganz von Tusa ab. Ein Scherge wollte er nicht sein. "Du hast recht, ein Häuptling tut keine Schergendienste, aber ich hatte ja gar nicht vor, ihn zu töten, Weißer. Ich wollte ihm nur eines von seinen Augen austoßen, mit denen er mich und dich so höhnisch anschaute. Ich will von ihm ablassen, weil du es wünschst und weil es sich so für mich ziemt, aber das sollst du wissen: Tusa wird für seine Taten büßen! Du, Tschaba und Anzuga, Egeli und Nembu, Manjowo und Fombelu! Ihr seid mir für die Gefangenen verantwortlich! Nehmt sie zwischen euch und bringt sie in mein Gehöft!" Zwanzig andere Bahiri wurden noch bestimmt, die die Überführung nach Buabengi überwachen sollten. Ihr wildes Aussehen bürgte dafür, daß sie nicht allzu zärtlich mit den Gefangenen um-

gehen würden. Die Fußseffel wurden losgeschritten und die Leute eilten mit den beiden auf Buabengi zu, indem sie wilde Gefänge erschallen ließen.

## 9. Kapitel.

### Der erste Lohn opfermütiger Liebe.

Kurzer Inhalt: Als der Zug mit den beiden Gefangenen das Lager P. Breuers verlassen hatte, stiegen der Häuptling und die anderen Bahirileute in die Seufzerhöhle hinab. Beim Anblick der vielen Spuren tierischer Grausamkeit, die dort zu sehen waren, stieg der Haß und Grimm gegen Tusa immer höher. Feierlich schwur der Häuptling: "Jedes Glied seines Leibes soll für das büßen, was in diesem dunklen Loch an Grausamkeit geschehen ist. Jede Tages- und Nachtstunde soll für Tusa schlimmer sein als der schlimmste Tod! Jeden Augenblick soll er sich krümmen wie ein Wurm! Ihr Männer von Bahiri, Weißer von Dpolinda, ich schwöre es bei dem Geiste meines verstorbenen Vaters!" P. Breuer machte schließlich den Zornesausbrüchen ein Ende durch seine Aufforderung, nun die Kranken nach Buabengi zu schaffen. Schnell wurden vier Tragbahnen gezimmert (denn auch Majito und Maopi mußten getragen werden, da sie noch zu schwach waren), die Kranken daraufgelegt und nun setzte sich der Zug langsam und mit der größten Vorsicht in Bewegung dem Dorfe zu. Während war dabei die Sorge des Häuptlings um seinen Uambi. Meist schritt er neben der Tragbahre seines kranken Kindes, mahnte die Träger zur äußersten Vorsicht, machte sie aufmerksam auf jeden Stein und jede Wurzel auf dem Wege, damit sie nicht darüber stolperten. Dann wieder sah man ihn an der Seite des Missionärs, dem er in Worten und Gebärden seine Dankbarkeit immer wieder von neuem ausdrückte. Um wieder gutzumachen, daß er den Weißen vorher so schmählich abgewiesen hatte, wollte er ihm nun einen feierlichen Empfang in Buabengi bereiten, wie ihn das Dorf noch nie gesehen hätte. Nur durch die Vorstellung des Paters, die Kranken bedürften größter Ruhe, jeder Lärm würde ihnen schaden, ließ sich Beschuba von seinem Vorhaben abbringen; aber später, wenn Uambi wieder hergestellt sei, solle der feierliche Einzug ins Dorf mit größtem Pomp nachgeholt werden: "Du sollst sehen, Weißer, daß Beschuba Wort hält!" Die gute Stimmung des Häuptlings benutzte P. Breuer, um gleich für seine künftige Missionsgründung vorzubereiten und bat ihn um einen Platz und einige Leute, um sich eine kleine Hütte bauen zu können: "Ich möchte bald damit beginnen, die Jugend zu unterrichten, die Kranken zu besuchen und die Bahiri in allem Guten und in der Lehre des großen Heiles zu unterrichten." — "Deswegen hab nur keine Sorge. Nicht einige, nicht ein Duzend, zehn Duzend und mehr Männer stehen dir zur Verfügung. Nicht acht Tage sollen sie dir helfen, sondern acht Wochen; nicht nur eine kleine Buchhütte sollst du haben, sondern ein ganzes Gehöft sollst du dir erbauen, so schön, so groß, wie du nur willst. Und den besten Platz kannst du dir dazu aussuchen." Freudig bedankte sich der Pater und bat dann noch, daß ihm für die Pflege der beiden Schwerkranken eine ganz stille, einsame Hütte angewiesen würde. Nur zu gern hätte der Häuptling Uambi in

seiner unmittelbaren Nähe gehabt, aber er sah ein, daß im Hauptlingsgehost zu viel Lärm war. Am geeignetesten sei wohl das Gehost Ketams. Der erste Bigmann stellte freudig dem Vater sein Anwesen zur Verfügung, lief auch selbst voraus, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Als dann der Zug endlich das Gehost Ketams erreicht hatte, war alles bereits fertig. P. Breuer mußte die schönste Hütte für sich und seine Kranken beziehen. Bald lagen denn diese auch wohlgebettet auf ihren Lagern: Ulambi auf dem Feldbett des Missionärs, Ngemba auf einem niedrigen Holzgestell mit einer weichen Fellauflage. Auf Befehl des Häuptlings wurde die größte Ruhe angeordnet, kein Gong durfte gerührt, keine Sprachtrommel geschlagen, kein Instrument gespielt werden. In der Nähe der Hütte durfte nur leise gesprochen werden. So wollte es der Häuptling, der sich dann bald zurückzog, um die Kranken ganz der Pflege des Weißen zu überlassen.

Zwei Tage und zwei Nächte lag Ulambi bewußtlos da. Endlich am dritten Tage gegen fünf Uhr morgens zeigten sich die Erfolge der sorgfältigen Pflege. Ulambi öffnete langsam die Augen und schaute ängstlich um sich. In dem schwachen Schimmer des abgeblendeten Lichtes fand er sich gar nicht zurecht. In der Resang ke hanu war es doch ganz dunkel gewesen! Da dämmerte allmählich das Bewußtsein der Wirklichkeit in ihm auf. Als bald begriff er, daß er in einer Hütte liege. Da, ganz nahe neben seinem Lager war eine Bambuswand! Und dort in der Mitte der Hütte stand ein baumdicker Pfosten, der die Decke stützte! Wahrhaftig! Gerade so war es in Buabengi gewesen. Und neben dem Pfosten stand das kleine Licht! Das hatte er doch schon irgendwo gesehen! So eins hatte — ach — der Weie von Dpolinda hatte so eine Lampe gehabt! — Und da saß ja auch jemand neben ihm — er wandte den Kopf ein wenig zur Seite — das war ja der weiße Vater selber, sein väterlicher Freund, der kein Wort sagte, aber so gütig lächelte und auf das erste Wort des Kranken wartete. Ulambi schaute und glaubte noch immer im schönen Traumland zu sein, aber da der Vater ihm zutraulich zuwinkte, rang das erlösende Wort sich von seinen Lippen: „Mein Vater!“ Nun antwortete es gütig und milde zurück: „Ja, Ulambi, ich bin es, der weiße Vater aus Dpolinda! Mein lieber Ulambi ist wach geworden und wird nun bald wieder gesund. Hier, Ulambi, nimm das und trink davon, das gibt dir wieder Kraft und Leben!“ P. Breuer stützte des Kranken Haupt und ließ den schwarzen Pflegling den ganzen Inhalt austrinken. Als das geschehen war,

schaute Ulambi sich etwas ängstlich um und fragte: „Aber wo ist Tusa?“ — „Denke nicht an Tusa. Er kann dir nicht mehr schaden, er ist jetzt selber gefangen.“ Der Kranke riß erstaunt die müden Augen auf und starrte den Vater an, als könne er das nicht glauben. „Wo bin ich denn?“ fragte er nach einer Weile. „Du bist in Buabengi.“ — „In Buabengi? In meinem Heimatdorf? Ich war doch in der Resang ke hanu, aus der niemand mehr herauskommt. Ja, ja — so hat Tusa gesagt. Nun bin ich sicher, daß ich träume.“ — „Du trumst nicht, Ulambi, du bist wirklich in Buabengi. Höre Ulambi, bald wirst du deinen Vater, den großen Häuptling, wiedersehen.“ Der Kranke hörte die Worte des Missionärs nicht mehr. Die Müdigkeit hatte ihn wieder ergriffen. Die Augen schlossen sich. Die Besinnung war wieder verschwunden. Der Vater bemerkte aber, daß die Gesichtszüge des Kranken freundlicher waren als vorher; der bittere, ganz traurige Zug des Gefangenen der Seufzerhöhle war nicht mehr da.

Nach der heiligen Messe, die der Missionär draußen im schönen luftigen Hofraum las, war auch bald der Häuptling zur Stelle, um sich nach Ulambi zu erkundigen.

„Ulambi schläft. Ich habe mit ihm gesprochen. Wenn er aufwacht, will ich ihm erzählen, daß du hier bist, großer Häuptling.“ Das war eine frohe Nachricht. Beschuba konnte diesen Augenblick kaum erwarten. Für einige Minuten setzte er sich, schlich sich dann an die Krankenhutte heran, ging darauf leise, aber in gewaltigen Schritten über den Hof und setzte sich von neuem, um doch sofort wieder aufzustehen. Endlich gegen neun Uhr erwachte der Kranke und sah den Vater wieder an seinem Lager sitzen. „Du hast gut geschlafen, Ulambi. Nun wirst du bald wieder gesund“, sagte lächelnd P. Breuer, indem er die abgemagerte Hand faßte und sie drückte. „Ach, du bist es, mein Vater! Bin ich denn krank? Wo bin ich denn?“ — „Du bist in Buabengi und wirst heute noch deinen Vater sehen, aber vorher mußt du dich stärken, denn du bist noch so schwach von all dem Hunger, den du ausgestanden hast. Hier, mein Junge, nimm das, es tut dir gut.“ Der Vater reichte ihm mit einem Löffelchen etwas von dem gekochten Ei und ließ ihn von der kräftigen Huhneruppe trinken. „So, noch etwas! Ja, das wird dir gut tun, nun wird bald wieder alles gut. So,

nun trinke noch mal!" Wie eine Mutter mit lieben Worten ihr krankes Kind aufmuntert, so tat es auch P. Breuer, der ganz vergaß, daß der Häuptling draußen mit Ungeduld darauf wartete, gerufen zu werden. „Nun ist's genug, Ulambi. Wolltest du nicht deinen Vater sehen?" — „Meinen Vater? Den Häuptling? Kann ich ihn sehen? Ja, wenn das möglich wäre!" — „Er wartet draußen vor der Tür, aber bevor ich ihn rufe, will ich dich etwas waschen." Der Vater rückte die mit Wasser gefüllte Schüssel näher, nahm Seife und Handtuch und wusch ihm Gesicht, Hals und Brust, um ihn dann zärtlich abzutrocknen. Dem Häuptling war das Warten zu lang geworden. Ganz leise und geräuschlos war er durch die kleine Tür eingetreten, hatte dem lieblichen Bilde des mütterlich besorgten Missionärs eine ganze Zeit zugesehen und glaubte es nun an der Zeit, sich nähern zu dürfen. Behutsam trat er ans Krankenlager. Sofort erkannte Ulambi seinen Vater und stieß einen Freudenschrei aus: „O, mein Vater! Da bist du ja!" — „Ulambi! Ja, hier bin ich." Zärtlich ergriff Beschuba die beiden Hände des kranken Sohnes, gab ihm die zärtlichsten Namen und, was man im Lande der Schwarzen nur selten sieht, er küßte ihn mit Ungestüm auf die Stirn zum Zeichen unaussprechlichster Freude. P. Breuer ließ die beiden eine Zeitlang allein und führte dann auch Majiko zu seinem Freunde. Der Kranke konnte vor lauter Rührung nicht sprechen, aber desto mehr Worte fand sein Freund, der seinen Freudengefühlern freien Lauf ließ, bis der Vater der Begrüßung ein Ende machte und den Häuptling und Majiko bat, nun den Kranken wieder allein zu lassen.

Am zweiten Tage nach seinem ersten Aufwachen erlebte Ulambi abermals eine große, herzliche Freude. Der Häuptling hatte soeben seinen Morgenbesuch gemacht und war darauf zum Bigmann hinübergegangen, um mit ihm zu plaudern, als auf einmal Majiko hereinkam und sagte: „Mein Vater, draußen ist die Mutter Ulambis und wünscht mit dir zu sprechen." — „Führe sie herein." — „Sie fürchtet sich hierher zu kommen, weil sie über den Platz des Bigmanns muß. Der Zugang ist für Frauen verboten." — „Aber nicht für die Mutter Ulambis. Ich gehe sie holen. Wo ist sie?" — „Sie steht draußen hinter dem großen Kolabaum, damit niemand sie sieht. — Sie hat das Gehöft des Häuptlings ohne Erlaubnis

verlassen und fürchtet, daß Beschuba es merkt." P. Breuer ging selbst hinaus und suchte die Mutter seines Pfleglings. Wahrhaftig, da stand sie versteckt hinter dem dicken Baum und zitterte vor Aufregung, als sie den Weißen kommen sah. Tiefgebückt, in ganz unterwürfiger, ehrfürchtiger Stellung, wie es bei den Häuptlingsfrauen Brauch ist, erwartete sie die Anrede und schaute auf den Boden. „Du bist die Mutter Ulambis?" fragte freundlich P. Breuer. — „Ja." — „Und du willst deinen Sohn sehen?" — „Ich kam, um mich nach ihm zu erkundigen, und dann wollte ich wieder fortgehen." — „Sehen wolltest du ihn nicht?" — „Weißer, ich bin ja nur eine arme Frau. Ich muß zufrieden sein, wenn ich etwas von Ulambi höre, sehen kann ich ihn doch nicht. Ich darf nicht einmal hierherkommen, und wenn der Häuptling es hört, was wird mit mir geschehen?" — „Du bist die Mutter Ulambis und du sollst ihn sehen. Komm mit mir ins Gehöft. Es soll dir nichts geschehen." — „Ich darf nicht, Weißer!" — „Ich spreche mit dem Häuptling und bin sicher, daß er mir meine Bitte nicht abschlägt." Die arme Frau wußte vor lauter Freude nicht, was sie tun, wie sie sich anstellen sollte. So warf sie sich vor dem Weißen auf den Boden und wollte seine Füße küssen, was dieser aber nicht zuließ. Abermals aufgefordert, folgte sie ihm zögernd und tief gebückt. P. Breuer trat vor den Häuptling und sagte: „Häuptling, ich habe eine Bitte an dich. Die Mutter Ulambis wollte sich nach ihrem Sohne erkundigen. Sie muß ihren Sohn sehen, denn sie ist die Mutter. Sie fürchtet sich aber, über diesen Platz zu gehen, weil du, Ketam und die anderen Männer hier sind." — „Die Weiber sollen zu Hause oder in der Farm bleiben", brummte Beschuba unwillig. — „Wenn aber das Kind krank ist, muß die Mutter es wenigstens sehen. Ich habe sie aufgefordert, mit mir zu kommen, und bitte dich, Häuptling, ihr zu erlauben, Ulambi zu besuchen und, wenn es möglich ist, mit ihm zu sprechen. Das Wiedersehen mit seiner Mutter wird ihm guttun." — „Gut, Weißer, sie soll mit dir gehen. Dir kann ich es nicht abschlagen und deinetwegen will ich ihr verzeihen, daß sie ohne meine Erlaubnis ihre Wohnung verlassen hat." — „Ich danke dir, Häuptling!" sagte der Vater, nahm die Frau bei der Hand und führte sie über den Platz zu dem Gehöftabteil, in dem Ulambi lag. Sie wagte nicht aufzuschauen. Tief gebückt, mehr kriechend als gehend,

folgte sie dem Vater, dem es unfählich leidtat, die arme Heidenfrau so entwürdigt und rechtlos zu sehen. Sie war selbst als Frau des Häuptlings ebenso arm und rechtlos, ja vielleicht noch ärmer und elender als die Frau des ärmsten Mannes. Ihr Leidendeschurz bestand ebenfalls nur aus Gras, als Schmuck hatte sie nur eine Schnur und drei Perlen am Halse. „Warte hier“, sagte P. Breuer, als sie an der Krankenhütte angekommen waren. „Ich will sehen, ob Ulambi noch wach ist.“ Der Kranke hatte die Augen zwar geschlossen, aber als die Türe sich öffnete, schaute er den Eintretenden fragend an. „Du schläfst noch nicht, Ulambi? Gewiß kommt das von der Freude, daß dein Vater soeben bei dir war.“ — „Ja, ich freue mich jedesmal, wenn ich meinen Vater und Majiko wiedersehe, dachte aber soeben an meine Mutter, die ich auch gerne sehen würde. Ob sie weiß, daß ich hier bin? — Ob sie noch lebt? Ach, die arme Mutter!“ — „Sie lebt noch und weiß, daß du hier bist.“ — „Kannst du sie nicht holen lassen, mein Vater?“ — „Das ist nicht nötig, denn sie steht bereits draußen vor der Thür und wartet auf Nachricht von mir.“ — „So laß sie zu mir kommen. Ach, die gute Mutter! Laß sie bei mir bleiben!“ P. Breuer rief die draußen wartende Frau hinein und, um ihre Freude nicht zu stören, blieb er nahe bei der Thür stehen, wo er die liebliche Szene in aller Ruhe beobachten konnte. Die beiden sagten nicht viel. Die Frau war ganz glücklich, wenn sie sich mit dem einfachen Worte Mutter nennen hörte, und dem Sohne genügte es, daß die Mutter immer wieder sagte: „Ulambi, mein lieber Ulambi!“ Um so zärtlicher waren die Blicke und die äußeren Zeichen der Liebe, die die Mutter dem Sohne zuteil werden ließ. Sie streichelte sein Haupt, seine eingefallenen Wangen, seine dünnen, abgemagerten Arme und Hände. Der Missionär war gerührt, da er die arme, verachtete Heidenfrau so zärtlich um ihren kranken Sohn besorgt sah. Wohl eine Stunde ließ er Mutter und Sohn allein. Es war so still in der Hütte, daß man hätte meinen sollen, Ulambi schlafe. Dem war aber nicht so, denn als endlich Vater Breuer leise eintrat, sah die Mutter glücklich und zufrieden neben dem Kranken und begnügte sich damit, zärtlich die Hand des Sohnes zu umschließen. Um Ulambi nicht zu ermüden, schwieg sie. Damit war ihr Sohn zufrieden, das war für beide Freude genug. Erst gegen

Mittag machte sich die Schwäche und Müdigkeit wieder bemerkbar. Die Mutter verabschiedete sich, mußte aber versprechen, alle Tage wieder zu kommen. Dann schlief Ulambi wieder ein.

## 10. Kapitel.

### Graufames Gericht und ausgelassener Triumph.

Kurzer Inhalt: In Abanju, einem Nebendorfe von Buabengi, wurde die Gerichtssitzung über die beiden Verbrecher abgehalten: wild und grausam. Jeder, der gegen Tusa aufreten konnte, brachte seine Anklage vor. Nach jeder Anklage tosten von neuem Zorn- und Wutausbrüche über den Plag. Immer lauter und ungestümmer forderte das Volk grausame, blutige Rache. Endlich sprach der Häuptling mit lauter, feierlicher Stimme das Urteil:

„Dieses wilde Tier soll einen Tod erleiden, den seine Verbrechen verdienen. Seine Opfer hat er des Tageslichtes beraubt, indem er sie in die dunkle Senfzerhöhle einsperrte. In seine häßlichen Augen wird sich die räuchende Dolchspitze einbohren! Tusa quälte seine Opfer mit Hunger und Durst. Das soll auch sein Anteil sein. Er soll jammern und winseln, er soll seufzen und stöhnen, er soll heulen und schreien vor lauter Schmerz. In meinem Gehöft soll Tusa mein Gefangener sein und seine Gefangenschaft soll schlimmer als die schlimmste Senfzerhöhle sein. Wer ein Leid durch den Zauberer erfahren hat, mag allabendlich kommen, damit wir gemeinsam die gerechte Sühne fordern. Buzu aber, sein Bruder, der aller Verbrechen mitschuldig ist, soll euer sein. Tut mit ihm, was euch gefällt. Ich, der Häuptling, habe gesprochen.“ Nach diesen Worten wollte Beschuba die Versammlung verlassen. Da sprang noch schnell Kkenkom auf und sagte: „Erlaube mir noch ein Wort, großer Häuptling! Bisher war es stets Sitte, daß keiner zu einer schweren Strafe verurteilt wurde, wenn er nicht vorher Gelegenheit hatte, sich selbst gegen die Anklage zu verteidigen. Tusa gehört zu meiner Verwandtschaft. Es ist daher meine Pflicht, der alten Sitte gemäß dem Angeklagten sein Recht zu verschaffen.“ Unwillig schaute Beschuba Kkenkom an, dann aber sagte er langsam und bedächtig: „Die Schandtaten Tusas liegen so klar zutage, daß niemand auch nur den geringsten Zweifel an der Rechtllichkeit des harten Urteils haben kann. Dennoch soll es Tusa gestattet sein, sich zu verantworten.“ Tusa erhob stolz und triumphierend sein Haupt und schaute

mit Verachtung auf die Versammelten, dann sprach er ruhig und gelassen mit fester und sicherer Stimme: „Meine Verteidigung ist kurz. Wozu auch viele Worte machen, da das Urteil ein endgültiges ist, weil der große Häuptling es gefällt hat. Ich verlange nicht, daß man es abändere. Ich soll also unermessliche Schmerzen erdulden! Ich lache über den Schmerz. Ich soll eines schrecklichen Todes sterben! Ich lache auch über den Tod. Ob ich den Tod, den der Häuptling mir zugebacht hat, auch erleide, wird sich zeigen. Es ist jemand, der mir gebot, so zu handeln, wie ich es tat, und es ist jemand da, der mir beistehen und mich rächen wird: Kebia kem ketavin, mein mächtiger Schutzgeist. Manches habe ich getan, weil es sich um das Wohl des Stammes und des Häuptlings handelte. Mein Schutzgeist gebot es mir. Jetzt gilt es den Kampf gegen den Weißen, der in unsern Stamm eindringt, um euch die Freiheit zu rauben. Mein Schutzgeist wird diesen Kampf weiterführen, auch wenn ich sterben muß. Der Sieg wird auf seiner Seite sein und der Weiße wird aus dem Lande vertrieben. Ihr selbst werdet ihn vertreiben, denn Kebia kem ketavin, mein mächtiger Schutzgeist, wird euch bis dahin mit Not und Tod und unfäglicher Bedrängnis heimsuchen. — Spottet und lachtet über mich, quälet und tötet mich! Tufa lacht über euch und eure Dummheit. Das sind die Worte meiner Verteidigung, das sind die Worte Tufas, des Zauberers, der gerade jetzt zeigen wird, daß er ein großer Zauberer ist.“ Die Wirkung dieser Worte war eine eigenartige. Manche von denen, die da saßen, fühlten es eiskalt über ihren Rücken gehen. Sie fürchteten den Zauberer und seine Macht, sie fürchteten den Kebia ke Tufa und seine geheimnisvollen Wirkungen, die Tufa soeben prophezeit hatte. Angst und Furcht ergriff sie. Hinge es von ihnen ab, so könnte Tufa auf ein gelindes Urteil rechnen. Die übrigen freilich, besonders diejenigen, die als Ankläger aufgetreten waren, verlachten des gefangenen Zauberers Macht. „Schurke, feiger Mörder!“ schrien sie ihm entriübet entgegen. „Ha, er will die Schuld von sich abwälzen und auf seinen Kebia kem ketavin wälzen!“ Wütend wollten sie sich auf den frechen Zau-

berer stürzen. Da sprang der Häuptling auf und rief: „Ein Wort zur Rede der Verteidigung, die Tufa soeben gehalten hat. Er droht uns mit neuem Mord, mit neuer Not, mit neuer Bedrängnis. Er droht uns mit seinem Kebia kem ketavin. Hört, ihr Bahirimänner! Der Kampf gegen die finstere Zaubermacht hat begonnen. Lange und unbewußt standen wir unter dem schweren Druck der auf uns lastenden finsternen Gewalt. Der Weiße hat uns die Augen geöffnet und den Kampf eingeleitet; jetzt ist es an uns, den Kampf durchzuführen. Für Tufa und seine Helfer gibt es kein Mitleid, kein Erbarmen. Drum führt ihn sogleich in seine Seufzerhütte!“ Da trat aus der Zuschauermenge noch ein Mann vor, es war Dschabala, der frühere Freund Tufas, der Zauberer von Bangua, und sagte: „Hört noch einige Worte von Dschabala, dem Zauberer von Bangua! Ihr wißt alle, daß ich seit langen Jahren der Freund Tufas gewesen bin. Nach dem, was ich jetzt gehört habe, kann die Freundschaft nicht länger dauern. Mit einem Menschen, der wie ein wildes Tier gegen seine eigenen Stammesgenossen wütet, mit einem Mörder und hinterlistigen Betrüger will ich keine Gemeinschaft mehr haben. Ich verabscheue Tufa, ich verabscheue seine Taten. Er hat kein Mitleid, kein Erbarmen verdient. So mag er denn seufzen und stöhnen, jammern und winseln. So mag er denn warten, bis ihm ein anderer Freund zu Hilfe kommt.“ Nach diesen Worten gab Beschuba seinen Dienern ein Zeichen. Tufa wurde mit Gewalt fortgeschleppt und der Häuptling entfernte sich. Den Bahiri war das nicht recht. Murrend fügten sie sich darein, daß ihnen dieses Opfer entging. Gerade an ihm hätten sie so gern ihren Haß ausgelassen. Bis in die Nacht hinein blieben sie zusammen und erfannen Peinen, Qualen, Greuel, Grausamkeiten. Da gab's kein Mitleid, kein Erbarmen. Buzu erfuhr die Wut der Bahiri, die nicht eher gestillt war, als bis ihr Opfer den letzten Seufzer ausgestoßen hatte. Ohne irgendwelche Toten- und Begräbnisfeierlichkeiten wurde der zu Tode Gemartete in der Nähe Albanjus wie ein Hund verscharrt.

(Fortsetzung folgt.)